

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

38. JAHRGANG / NR. 152

חנוכה תשפ"ד

7. DEZEMBER 2023



חג שמח

HAPPY CHANUKKA

CHAG CHANUKKA SAMEACH

לחמניות Kartoffelpuffer - Latkes

Zutaten für 4–6 Personen

- 1 kg mehlig kochende Kartoffeln
- 1 Zwiebel
- 2 Eier
- 1 EL Mehl
- Salz
- Pfeffer
- Olivenöl

Kartoffeln schälen und fein reiben. Die Masse in ein sauberes Küchentuch geben und über einem Sieb das Wasser leicht ausdrücken. In eine Schüssel geben. Die Zwiebel schälen und fein reiben. Zur Kartoffelmasse geben. Die Eier aufschlagen, verquirlen und zufügen. Mehl, Salz und Pfeffer zugeben und das Ganze gut vermengen. Werden die Puffer zu Fleisch gereicht, kann man reichlich würzen. Sind die Kartoffelpuffer als süße Hauptmahlzeit mit Apfelmus gedacht, sollte man Salz und Pfeffer sparsam verwenden.

Nun Olivenöl in einer großen Pfanne erhitzen. Von der Masse mit einem Esslöffel relativ kleine Häufchen abstechen, in die Pfanne geben, leicht flach drücken und von beiden Seiten goldbraun braten. Darauf achten, dass sie nicht zu dunkel werden.

Ist das Öl verbraucht, kein frisches aufgießen, sondern das Restöl entfernen und die Pfanne auswischen. Erst dann frisches Öl in die Pfanne geben, erhitzen und die nächste Lage Kartoffelpuffer ausbacken. Die Puffer auf Küchenpapier gut abtropfen lassen.

Mit freundlicher Genehmigung des Gerstenberg-Verlages nachgedruckt aus: „Ruths Kochbuch“. Siehe dazu auch unsere Rezension auf Seite 37.

STOLPERSTEINE BAMBERG

In der Luitpoldstraße 32 wohnten

BERTA ARON
GEB. FREUDENBERGER
JG. 1880
DEPORTIERT 1942
TOT IN
THERESIENSTADT

ALBERT ARON
JG. 1871
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
TOT IN MINSK

WILLY ARON
JG. 1907
IM WIDERSTAND
VERHAFTET 10.3.1933
GEFÄNGNIS BAMBERG
DACHAU 13.5.1933
MISSHANDELT/GEFOLTERT
TOT 17.5.1933

Unser Titelbild: Chanukka-Tradition mit Ölgebäck und Dreidel-Spiel, Foto: MARE, Montage: Gabriela Höhn.

Bilder Rückseite (alle Beiträge dazu im Heft): **Nr. 1:** Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier beim Eintrag in das Goldene Buch, links: der Wormser Oberbürgermeister Adolf Kessel, Foto: Ben Pakalski/Stadt Worms. **Nr. 2:** Einweihung einer neuen Tora in der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg. **Nr. 3:** „Buber-Blick“, der jüdische Friedhof in Worms, im Hintergrund der Dom St. Peter, Foto: Kati Nowicki/Stadt Worms. **Nr. 4:** Jugendgruppe in der Würzburger Gemeinde. **Nr. 5:** Chaïm Soutine, Le Groom, Page, 1925, Öl auf Leinwand, Centre Pompidou, Paris, Philippe Migéat. **Nr. 6:** Die neue israelische Generalkonsulin Talya Lador-Fresher zu Besuch bei Landtagspräsidentin Ilse Aigner. **Nr. 7:** Symbolische Grundsteinlegung für die neue Kita der Nürnberger Gemeinde, Foto: IKGN.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

In der Rubrik JÜDISCH REISEN – ZU GAST BEI RASCHI IN WORMS ab Seite 14 wird auch die Geschichte der Jüdischen Gemeinde erzählt. Dort wurden vor fast tausend Jahren hunderte Wormser Juden ermordet, viele andere vertrieben. Es war die Zeit der Kreuzzüge. Bevor die religiösen und antisemitischen Eiferer zur Befreiung nach Jerusalem zogen, stellten die Kreuzfahrer im Jahre 1096 die Wormser Juden vor die Wahl, sich entweder zum Christentum zu bekehren oder zu sterben. Dann ermordeten sie 800 jüdische Frauen, Männer und Kinder. Auch der Zweite Kreuzzug im Jahre 1146 führte zu antisemitischen Massakern an Juden in Worms. Nicht viel besser erging es ihnen im Pestjahr 1348. Ihnen war vorgeworfen worden, sie hätten Brunnen vergiftet. Die Memorbücher der Gemeinde verzeichnen die Namen von fast 600 ermordeten Juden. Das war das Mittelalter und ein jüdisches Menschenleben war nichts wert. Einige hundert Jahre später, nach der Emanzipation der Juden und der Aufklärung, im 20. Jahrhundert, kamen neuzeitliche Barbaren an die politische Macht und sie ermordeten sechs Millionen Juden und viele weitere Menschen. Und das war kein Mittelalter mehr, das Menschenbild hatte sich schon verändert. Vor ein paar Wochen, am 9. November, haben wir an die Reichspogromnacht vom November 1938 erinnert (siehe dazu den Beitrag auf Seite 10). Es war ein markantes Datum der zwölfjährigen Nazizeit, die 1933 mit massiven Ausgrenzungen und Verfolgungen der jüdischen Bevölkerung begann und



im Frühjahr 1945 endete. Im November 1938 zerstörten die Nazis die Synagogen und Gemeindeeinrichtungen der deutschen Juden und ermordeten bereits eine beträchtliche Zahl von ihnen. Einige Monate später, im September 1939, begann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg. Was danach kam, hatte das Volk der Dichter und Denker zu verantworten, es war ja kein Mittelalter mehr. Danach entstand auf biblischem Gebiet ein jüdisches Land, wehrhaft und zivilisiert, der Staat Israel. Und nun, am 7. Oktober, gelang es der Terrororganisation Hamas die Grenzen des Gazastreifens zu

Israel zu überwinden und dort ein verheerendes Blutbad anzurichten. Sie töteten dabei Frauen, Männer und Kinder, alte Menschen, Holocaust-Überlebende und ausländische Besucher. Und sie verschleppten über 200 Menschen als Geiseln aus Israel nach Gaza. Das wehrhafte Land konnte verletzt werden und der Schock unter den jüdischen Menschen weltweit sitzt noch sehr tief. Aber Israel muss die Geiseln befreien, seine Bürger vor weiteren Angriffen schützen und die mörderischen Angreifer zur Rechenschaft ziehen. Darunter leiden bedauerlicherweise auch friedfertige Menschen im Gazastreifen, die von der Hamas als menschliche Schutzschilde missbraucht werden. Natürlich gilt den Opfern unser Mitgefühl. In diesen, auch durch den russischen Angriff auf die Menschen in der Ukraine, sehr bewegten Zeiten feiern wir Chanukka und „das Wunder, das dort geschah“, „Nes gadol haja scham“. Können wir auch heute ein Wunder erwarten? Jedenfalls bringen wir mit unseren Chanukka-Leuchtern für acht Tage etwas Licht in diese dunkle Welt und zu den Geiseln, ihren traumatisierten Familien und den bedrohten Menschen in Israel. Bei ihnen allen sind wir jetzt in unseren Gedanken. Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein frohes Fest,

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Chanukka 5784

- Chanukka
- Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
- Bekanntmachung der Wunder
- Von Yizhak Ahren 5

Kultur

- Ausstellung Chaïm Soutine
- Von Cornelia Brüninghaus-Knubel . . . 6
- Jüdische Diplomatie
- Ein arte-Film über die Vertreibung der Juden aus Prag 1745 7
- Lebkuchen und Davidstern
- Jüdisches Museum Franken 8
- Baigel, Bier und Berches
- Jüdisches Museum Augsburg 9

Dokumentation

- Gedenkfeier 9. November 1938 10

Jüdisch Reisen – Worms

- Zu Gast bei Raschi
- Von Bernd Sterzelmaier 14
- Raschi in Worms
- Von Yizhak Ahren 17
- Rede von Bundespräsident
- Dr. Frank-Walter Steinmeier 18

Nachrichten aus Frankreich

- Die jüdische Dachorganisation CRIF
- Von Gaby Pagener-Neu 23

Bayern

- Israelische Generalkonsulin 27

Aus den jüdischen Gemeinden 28

Buchbesprechungen 36

Russische Seite 43

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
 authentisch bayerisch jüdisch
Redaktionsleitung: Benno Reicher, Vorländerweg 25, 48151 Münster, Tel. 0251-7475546
 www.bayerisch-jüdisch.de
 redaktion@berejournal.de
 Wir erscheinen im April zu Pessach, im September zu Rosch Haschana und im Dezember zu Chanukka
 In dieser Ausgabe mit Beiträgen von Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren, Cornelia Brüninghaus-Knubel, Angela Genger, Daniel Hoffmann, Ina Karg, Miriam Magall, Gaby Pagener-Neu, Benno Reicher, Rotraud Ries, Olaf Scholz, Josef Schuster, Frank-Walter Steinmeier, Bernd Sterzelmaier und Priska Tschan-Wiegelmann
Herausgeber: Landesverband Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
Gesamtherstellung: Druckerei Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

Chanukka

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Zu Chanukka feiern wir ein Wunder aus der jüdischen Geschichte. Im Jahr 167 v. d. Z. wurde Judäa vom syrisch-griechischen Reich beherrscht. An seiner Spitze stand Antiochus Epiphanes, der alle seine Untertanen hellenisieren wollte. Er erließ Gesetze gegen die Ausübung der jüdischen Religion. Eine Handvoll Juden, angeführt von dem Priester Matitjahu und seinem Sohn Jehuda Makkabi, revoltierte und siegte über Antiochus Truppen. Sie befreiten Jerusalem, reinigten den Heiligen Tempel, fanden aber nur einen kleinen Krug Öl, um damit den Tempelleuchter, die Menora wieder anzuzünden. Doch wie durch ein Wunder brannte das wenige Öl acht Tage lang in dem Leuchter, so dass sie das Heiligtum wieder einweihen konnten, und die Flammen der Menora in voller Pracht erstrahlten.

Zum Gedenken daran zünden wir jedes Jahr um diese Zeit acht Tage lang Abend für Abend eine weitere Kerze unserer Chanukkija an.

Der Aufstand der Makkabäer richtete sich nicht nur gegen die herrschenden Syrer und Griechen, sondern auch gegen jene Juden, die die jüdischen Bräuche über Bord geworfen hatten und in die hellenistische Kultur eingetaucht waren.

Aber die Gesetze, die den Juden auferlegt wurden, das Verbot der Heiligung des Schabbats und der Beschneidung, stellten eine schwere Belastung für viele dar, die ihre Traditionen, ihre Religion und Lebensform bewahren wollten. Als die

Soldaten des Kaisers Antiochus in der Stadt Modiin erschienen, um zu sehen, ob die Juden die Gesetze des Reiches befolgten und den Bewohnern der Stadt befohlen, Opfer zu bringen und sich vor dem griechischen Gott zu verneigen, hatte einer der Bewohner gehorcht. Dies empörte den Priester Matitjahu so sehr, dass er auf den Juden, der sich verbeugen wollte, zulief und ihn erstach. Matitjahu löste damit den Makkabäer-Aufstand aus. Mit seinen Söhnen und Anhängern floh er in die Berge, von wo aus sie einen Guerillakrieg gegen die kaiserlichen Truppen führten. Bald übernahm sein Sohn Jehuda die Führung des Aufstandes und erhielt den Beinamen Makkabi, was so viel wie Hammer bedeutet. Jehuda Makkabis Mut und strategische Geschicklichkeit führten die Makkabäer-Rebellion nach langjährigen, harten Kämpfen zum Sieg.

Eine Handvoll makkabäischer Truppen befreite Jerusalem und reinigte den Heiligen Tempel. Die Wenigen triumphierten über die Vielen, und diesen heldenhaften Einsatz feiern wir an Chanukka. Die Makkabäer feierten ihren Sieg acht Tage lang.

Das bekannteste Symbol von Chanukka ist die Chanukkija oder der neunarmige Kerzenleuchter. An der Chanukkija wird jeden Tag ein Licht mehr angezündet. Die acht Arme der Chanukkija befinden sich normalerweise auf einer Ebene, wobei der neunte Arm herausragt. Dies ist der Platz für die Kerze, die zum Anzünden der anderen verwendet wird. Der Grund, warum eine „Dienerkerze“ benötigt wird, ist, dass die Chanukka-Lichter nur bewundert und ihr strahlendes Licht genossen, jedoch nicht benutzt werden dürfen.

An jedem Chanukka-Tag zünden wir eine weitere Kerze an, nachdem die Sonne untergegangen und es dunkel geworden ist, damit die Lichter deutlich zu sehen sind und das Wunder verkündet werden kann. Es gibt keine genaue Zeitangabe wie bei anderen jüdischen Feiertagen, denn wenn es bereits dunkel ist, können wir jederzeit die Chanukka-Lichter anzünden.

Die neue Kerze wird immer von rechts nach links hinzugefügt, und die Kerzen werden immer von der zuletzt hinzugefügten Kerze aus angezündet.

Eine unserer Aufgaben an Chanukka ist es, das Wunder zu verkünden, um der

Welt zu zeigen, dass unsere Vorfahren für ihr Judentum eingetreten sind und tapfer dafür gekämpft haben. Deshalb stellen wir die Chanukkija ans Fenster, damit ihr Licht nach außen in die Dunkelheit strahlt. An den Chanukkaabenden ist es üblich, sich nach dem Lichterzünden im Familienkreis mit verschiedenen Spielen zu beschäftigen.

Das bekannteste dieser Spiele ist ein aus dem mittelalterlichen Deutschland stammendes Kreiselspiel: „Trendel“, „Dreidel“ oder hebräisch „Sewiwon“. Gespielt wird meist mit Nüssen, Süßigkeiten oder Schokoladengeld. Dieser Kreisel hat an vier Seiten vier hebräische Buchstaben, die den Verlauf des Spiels bestimmen. Die vier hebräischen Buchstaben ergeben einen Satz, der daran erinnert, dass „dort ein großes Wunder geschah“. „Nes Gadol Haja Scham (in der Diaspora)“. In Israel dagegen verwendet man den Buchstaben Pe für Poh – „hier“, anstatt „Scham“ – dort: Nes Gadol Haja Poh.

Im Spiel drehen die Teilnehmer ihre Kreisel, einer nach dem anderen. Je nachdem, welcher Buchstabe auf dem Kreisel oben liegt, gewinnt man oder muss man in die „Bank“ einzahlen. Die hebräischen Buchstaben stehen aber für deutsche Begriffe, wie das hebräische „Gimmel“ für „Ganz“; das „Heh“ für „Halb“; „Schin“ für „Stell ein“, oder besser gesagt, „zahle ein“ und schließlich der Buchstabe „Nun“ für „Nichts“, das heißt: Kein Gewinn, aber auch kein Verlust im Spiel. Die hebräischen Buchstaben mit deutschen Begrifflichkeiten erinnern daran, dass hier Juden aus der deutschen Volkskultur eine Anleihe genommen haben.

Es wird erzählt, dass zur Zeit der Makkabäer, als die Besatzer den Juden verboten, Tora zu lernen, sie mit dem Dreidel spielten. Sie studierten die Tora im Geheimen, aber es gab immer einen, der Wache hielt, und wenn er die Soldaten kommen sah, warnte er die Studierenden. Schnell versteckten sie ihre Bücher und begannen mit dem Dreidel zu spielen, um zu zeigen, dass sie nicht studierten.

An Chanukka werden Speisen gegessen, die in Öl gebraten wurden. Das bekannteste davon ist der Krapfen, der Kartoffelpuffer oder die Latkes. In Öl Gebratenes, versteht sich, wegen des Ölwunders.

Bekanntmachung der Wunder

Eine Betrachtung zu Chanukka von Yizhak Ahren

Hat ein Mann zwei Gebote zu erfüllen, aber sein Geld reicht im Augenblick nur aus für die Ausübung einer der zwei Mitzwot – dann ist eine Entscheidung unvermeidlich: Welches der zwei Gebote ist unter den gegebenen Umständen vorzuziehen?

Von solchen Fragen der Priorität ist in der folgenden Talmudpassage die Rede: „Raba sagte: Das ist mir gewiss, dass vom Schabbat-Licht und dem Chanukka-Licht das Schabbat-Licht zu bevorzugen sei – wegen der Behaglichkeit im Hause. Gewiss ist mir ferner, dass vom Schabbat-Licht und dem Wein zum Kiddusch das Schabbat-Licht zu bevorzugen sei – wegen der Behaglichkeit im Hause. Jedoch fragte er: Was ist vom Chanukka-Licht und dem Wein zum Kiddusch zu bevorzugen? Ist Kiddusch-Wein zu bevorzugen, weil dieser Fall häufiger vorkommt, oder ist das Chanukka-Licht zu bevorzugen wegen der Bekanntmachung der Wunder (aramäisch: Pirsume Nissa)? Raba entschied die von ihm aufgeworfene Frage: Das Chanukka-Licht ist zu bevorzugen, und zwar wegen der Bekanntmachung der Wunder“ (Schabbat 23b).

Chanukka-Lichter erfüllen als Pirsume Nissa eine ganz andere Funktion als Schabbat-Lichter, die das Zimmer be-

leuchten sollen. Die Bedeutung der Chanukka-Kerzen wird während des Anzündens erklärt: „Diese Lichter zünden wir an über die Wunder und über die Siege und über das Außerordentliche, das Du unseren Vätern durch Deine heiligen Priester hast geschehen lassen ... Wir haben keine Befugnis, uns ihrer zu bedienen, sondern nur sie zu sehen, um Deinem Namen für Deine Wunder und Deine Hilfe und Deine außerordentlichen Wartungen zu danken.“

Es ist wichtig zu wissen, dass Pirsume Nissa nicht nur am Chanukka praktiziert wird, sondern ebenfalls am Purim-Fest durch die Verlesung der Megillat Esther und am Sederabend durch die Lesung der Pessach-Haggada. Bei diesen Gelegenheiten wird jeweils an Ereignisse erinnert, die die jüdische Tradition als Wunder ansieht: Gott hat zu jener Zeit erlösend in die reale Geschichte eingegriffen. Für die historischen Wunder danken wir, so wie wir auch täglich im Achtzehngebet Gott Dank sagen für „Deine zu jeder Zeit waltenden Wunder und Guttaten, abends, morgens und mittags.“

Die Wunder in der Makkabäerzeit haben Juden erfahren. Ihren Nachkommen schreibt das Religionsgesetz vor, an die Taten Gottes durch Kerzenlicht zu er-

innern. Halachisten haben die Frage diskutiert, ob Pirsume Nissa nur in Bezug auf Juden von Bedeutung ist, oder ob die Chanukka-Lichter auch Nichtjuden eine Botschaft mitteilen. Anders formuliert: Wird die Pflicht von Pirsume Nissa nur dann erfüllt, wenn Juden Chanukka-Kerzen sehen, oder auch in dem Fall, wenn ausschließlich Nichtjuden diese Lichter erblicken?

Zu dieser halachischen Frage sind verschiedene Antworten gegeben worden. So vertritt Rabbiner Mosche Sternbuch (Jahrgang 1926) in seinem Werk „Moaddim Uzemanim“ (2:141) die Meinung, dass Pirsume Nissa die jüdische Lehre von der Vorsehung Gottes bekannt machen soll. Diese Glaubenslehre sei bei Mitgliedern des jüdischen Volkes zu bestärken, nicht jedoch bei Menschen, die Anhänger einer anderen Religion sind.

Demgegenüber hat Rabbiner Joseph B. Soloveitchik (1903–1993) gelehrt, dass jemand auch dann die Pflicht von Pirsume Nissa erfüllt, wenn nur Nichtjuden seine Chanukka-Lichter sehen. Er stellte fest, dass Pirsume Nissa am Chanukka Nichtjuden einschließt, am Purim sowie in der Sedernacht jedoch nicht. Was ist der Grund für den Unterschied? Sowohl bei der Verlesung der Esther-Rolle als auch bei der Lesung der Haggada von Pessach geschieht Pirsume Nissa durch ein Tora-Studium, an dem Nichtjuden bekanntlich keinen Anteil haben. Gilt es jedoch lediglich Lichter zu sehen und ihre symbolische Bedeutung zu erfassen, so seien alle Menschen angesprochen.

Rabbiner Schimon Sofer (1850–1944) vertrat ebenfalls die Meinung, dass Pirsume Nissa durch die Chanukka-Lichter auch auf Nichtjuden zu beziehen sei. In einem Responsum (Hitorerut Teschuwa 3:457) schrieb er: „Mir scheint, dass auch derjenige, der zwischen Nichtjuden wohnt, verpflichtet ist, vor dem Hauseingang oder an seinem Fenster Chanukka-Lichter anzuzünden, so dass das Wunder unter den Nichtjuden bekannt wird. Denn sie werden nach dem Sinn der Lichter fragen und dadurch von der Geschichte und den Wundern erfahren. Und in der Schrift heißt es: *Groß und heilig will ich mich da erweisen, will mich kundtun vor den Augen vieler Völker, und sie sollen erkennen, dass ich der Ewige bin* (Jecheskel 38,23).“ Nach Rabbiner Sofer ist Pirsume Nissa am Chanukka als eine Form der Heiligung des göttlichen Namens zu betrachten.



Chanukka-Traditionen Latkes und Dreidel-Spiel.

© MARE

Ausstellung Chaïm Soutine

Von Cornelia Brüninghaus-Knubel

DÜSSELDORF. Selten sind die Bilder des jüdischen Malers Chaïm Soutine (1893 bis 1943) in Deutschland gezeigt worden, zuletzt vor über 40 Jahren in Münster, und sie sind nur in wenigen Sammlungen vertreten, u.a. in Düsseldorf, München, Stuttgart, Wuppertal und Essen. Umso mehr ist die Ausstellung, die jetzt von der Kunstsammlung NRW in Düsseldorf gezeigt wird und danach in Humlebaek, Dänemark und in Bern in der Schweiz, ein Ereignis. In einer klugen und facettenreichen Präsentation kann nun endlich einmal wieder das Werk dieses Ausnahmekünstlers studiert und bewundert werden. Sowohl das Leben Soutines als auch seine Position in der Kunstgeschichte sind außergewöhnlich und berühren und erstaunen uns noch heute. Er hat weniger das ganz große Publikum gefunden, wie Chagall oder Kandinsky, aber er war immer ein sogenannter Maler-Maler, d.h. er wurde von seinen zeitgenössischen und späteren Kollegen bis heute als Anreger und Vorbild für einen ganz eigenen Weg in der Malerei geschätzt. So berufen sich Willem de Kooning, Francis Bacon, Georg Baselitz oder Alice Neel auf ihn als Vorreiter. Dieser Weg begann in einem Shtetl nahe Minsk, wo er in der frühen Jugend schon begann zu zeichnen und Porträts zu malen, was in seinem jüdisch-orthodoxen Umfeld nicht gerade üblich war. Trotzdem legten seine Eltern ihm keine Steine in den Weg, und so begann seine Reise in die Kunst schon mit jüngsten Jahren zuerst in Minsk als Lehrling und Zeichenschüler, dann in Vilnius auf der Kunstakademie, bis nach Paris, wo er 1913



Le Petit Pâtissier, Der kleine Konditor, 1922/23 Öl auf Leinwand, Musée de l'Orangerie, Paris, Thierry Le Mage.

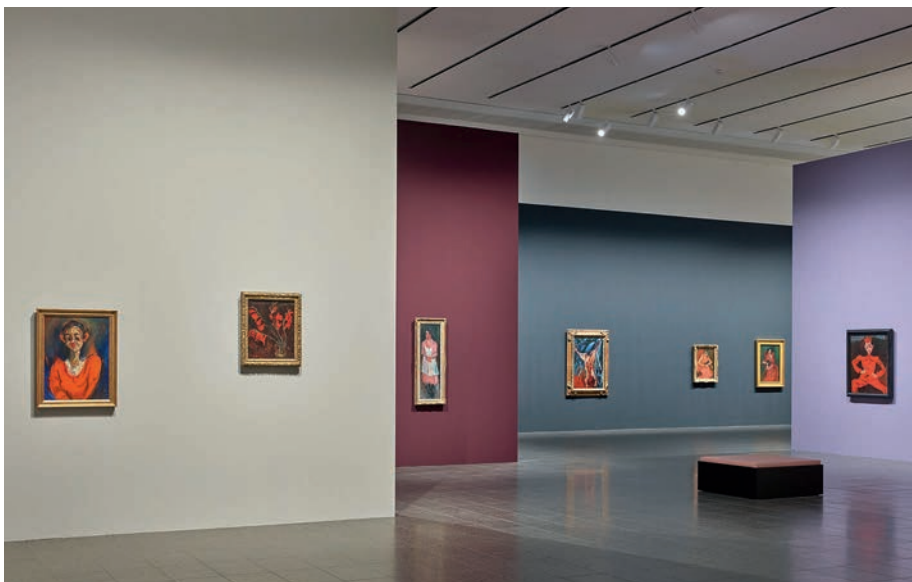
mit 20 Jahren ankam, um sich in dem damaligen Weltkunstzentrum weiter zu entwickeln. Aufgefangen wurde er, der nur jiddisch sprach, von einer jüdisch-osteuropäischen Künstlercommunity. Es ist heute kaum vorstellbar, wie ein solches Leben in Armut, in der Fremde aussah – aber er fand doch Verbindungen zu anderen Künstlern, z. B. befreundete er sich mit Amedeo Modigliani, die ihn unterstützten. Dennoch verfolgte er seinen Weg als Maler ganz eigenständig, schloss sich keiner Gruppe oder Richtung an und nutzte die Museen als Inspiration. Aber das einzige, was er von den großen Vorbildern Chardin, Fouquet, Rembrandt

und Courbet übernahm, waren die Themen, die Motive, manchmal die Komposition, aber wie er diese dann in seiner eigenen Malerei umsetzte, das war außergewöhnlich. Die klassischen Genres Stillleben, Landschaften und Porträts behandelte er in einem malerischen Duktus, der nichts mehr mit den Vorbildern zu tun hatte und auch nicht mit den aktuellen Richtungen, die in Paris zu der Zeit en vogue waren. Weder von Surrealismus, Kubismus oder Abstraktion ließ er sich beeinflussen noch von den Werken seiner Freunde. Und auch jüdische Themen, wie z. B. bei Chagall, kommen in seinem Werk nicht vor. Hingegen setzte er sich den realen Objekten gegenüber, und in direkter Konfrontation, ohne Vorzeichnung oder Studien, entstanden mit heftigen Pinselstrichen seine Darstellungen, denen man die lebhafteste Gestik des Farbauftrags während des Malens noch im vollendeten Zustand ansieht.

Seine Landschaften wirken so wie vom Sturm geschüttelt, scheinen sich in einem Wirbel zu bewegen und sind so weniger Abbild als Notate heftiger Gefühle. Soutines Stillleben bedienen sich der gleichen Staffage wie die seiner Vorbilder des 17. Jahrhunderts – totes Geflügel, Fische, Früchte, Alltagsgegenstände – aber wie anders werden sie in Szene gesetzt: mit pastosem Farbauftrag, schräger Perspektive und unerschrocken vor der Verwesung. Berühmt sind seine aufgeschnittenen Rinderhälften, die er sich vom Metzger ins Atelier bringen ließ und in einem Rausch von Rottönen bildfüllend nah an den Betrachter bringt. Erfolgreich wurden seine Porträts von Modellen, die er sich in Gesellschaftsschichten suchte, die am Rande lebten, sehr jung oder sehr alt waren. Die Konditorlehrlinge, Pagen, Ministranten hat er unübertrefflich in Szene gesetzt, ihr individueller Ausdruck spricht die Betrachtenden direkt an, zugleich sind sie ein malerisches Ereignis farblicher Expressivität.

Von dem Bild eines Konditors ließ sich der amerikanische Kunstsammler Albert C. Barnes derart beeindrucken, dass er Soutine gleich 51 weitere Bilder abkaufte. Damit begann eine gewisse Wertschätzung im Kunstbetrieb, es gab Verehrer und Mäzene, auch Frauenbeziehungen, und schließlich war er offenbar des Französischen so mächtig, dass er Baudelaire lesen konnte.

Betrachtet man sein großes Werk und sein Leben, mag es einen wundern, wie



Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen.

Foto: Achim Kukulies



Stillleben mit Heringen 1915–1916, Öl auf Leinwand, Galerie Larock-Granoff, Paris.

er es in fast durchgängig schwierigsten Zeiten geschaffen hat, und man wird verstehen, dass er scheinbar wie besessen an seiner Vollendung arbeitete. Auf sich allein gestellt, hat er sich aus dem familiären Umfeld in frühester Jugend entfernt, traf in Paris ein Jahr vor dem 1. Weltkrieg ein, erlebte die Zwischenkriegszeit in einem Auf und Ab persönlich-finanzieller und gesellschaftlich-ökonomischer Krisen. Zudem machte sich in dem von ihm verehrten liberalen Frankreich eine zunehmend antisemitische und nationalistische Stimmung bemerkbar, auch in der Kunstwelt. Und dann kam der 2. Weltkrieg mit der Besetzung Frankreichs und den Konsequenzen für die jüdische Bevölkerung. Auch Chaïm Soutine wurde registriert und musste den gelben Stern tragen. Mäzene konnten ihn außerhalb

von Paris geschützt unterbringen, aber sein langjähriges Magenleiden führte trotz Behandlung in einem Pariser Krankenhaus zum Tod im Jahr 1943. Seine Werke jedoch bewegen uns auch heute noch und werden weltweit beachtet und ausgestellt.

Die Ausstellung wird in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Grabbeplatz 5, 40213 Düsseldorf, bis zum 14. Januar 2024 gezeigt. Weitere Informationen auf www.kunstsammlung.de.

Zur Ausstellung ist ein beachtenswerter Katalog erschienen: Susanne Gaensheimer und Susanne Meyer-Büser (Hg), Chaïm Soutine, Gegen den Strom, K20 Kunstsammlung NRW, 175 S., erschienen im Hatje Cantz Verlag, Berlin 2023.

Jüdische Diplomatie

Ein arte-Film über die Vertreibung der Juden aus Prag 1745

AUGSBURG. Man kennt sie als eine der wenigen Herrscherinnen im Europa des 18. Jahrhunderts: Maria Theresia (1717 bis 1780), Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen und Gattin des römisch-deutschen Kaisers Franz I. Stephan (1708–1765). Ihre unrühmliche Rolle in der jüdischen Geschichte dieser Zeit ist hingegen weniger bekannt.

Die junge Erzherzogin war eine Katholikin voll religiösen Eifers und vertrat einen rigorosen Antijudaismus. Juden wollte sie in ihren Ländern nicht dulden. Zugleich war sie überzeugt, als absolutistische Herrscherin ihren Willen kompromisslos durchzusetzen, auch gegen alle rationalen Argumente. Als in Prag im Herbst 1744 das Gerücht aufkam, die Juden hätten

während der Besetzung der Stadt durch das preußische Heer mit dem Feind kollaboriert, sah sie ihre Chance gekommen. Am 18. Dezember unterschrieb sie den Befehl, dass die Prager Juden bis Ende Januar 1745 die Stadt verlassen müssten. Ein knappes halbes Jahr später sollten die jüdischen Bewohner ganz Böhmens folgen.

Nur die Hardliner unter ihren Zeitgenossen stimmten ihr zu. Denn im Zeitalter der heraufziehenden Aufklärung war breit anerkannt, dass auch Juden Rechte hätten und menschlich zu behandeln seien – und dass ihr Beitrag zur Wirtschaft eines Landes dem Staat und seinen Bürgern nütze. Judenvertreibungen galten als nicht mehr zeitgemäß.

Dies machten sich die gut vernetzten Mitglieder der europäisch-jüdischen Elite in einer diplomatischen Kampagne zunutze. Schriftlich und mündlich wandten sie sich an die Herrscher Europas mit der dringenden Bitte, in Wien diplomatisch vorstellig zu werden. Unter den Adressaten befanden sich Herrscher, von denen man dort einen positiven Einfluss erwartete: die Könige von England, Polen und Dänemark, die Generalstaaten der Niederlande und der Papst. Auch deutsche Kurfürsten gehörten dazu. Der Bitte um zügige diplomatische Intervention kamen die Herrscher nach – in Wien erreichten sie jedoch nichts. Nach einer Entbindung hatte sich Maria Theresia zurückgezogen und empfing keine Gesandten. Auf alle



Nachgestellte Filmszene im „Augsburger Kontor von Wolf Wertheimer“.

Foto: Oliver Indra/Epo-Film



Grabstein von Wolf Wertheimer auf dem jüdischen Friedhof Kriegshaber.

Foto: Jüdisches Museum Augsburg

Versuche aus ihrem Umfeld sie umzustimmen, reagierte sie mit zorniger Ablehnung. Mehr als eine einmonatige Verschiebung des Ausweisungstermins gestand sie nicht zu. Über 10.000 Menschen verließen noch im Februar 1745 Prag und kamen meist in der Umgebung notdürftig unter. Dass die Vertreibung aus ganz Böhmen zunächst verschoben und dann gar nicht mehr durchgeführt wurde, war ihre Rettung. Nach hohen Geldzahlungen konnten sie ab 1748 wieder nach Prag zurückkehren.

Fürsprache zugunsten jüdischer Gemeinden hatte es immer schon gegeben. Eine Gemeinde suchte sich einen Fürsprecher, der ihre Sache bei den jeweiligen Obrigkeiten vertrat. Neu an der Kampagne für die Prager Juden ist ihre hohe Professionalität. Nicht eine eindimensionale Fürsprecher-Beziehung wurde aufgebaut, sondern ein Kommunikationsnetzwerk aus Angehörigen der jüdischen Elite, die sich gegenseitig mobilisierten. Sie koordinierten ihre Informationsvermittlung und ihre Argumentation und lieferten ihren Adressaten bereits vorformulierte Briefentwürfe. Damit erreichten sie eine Geschwindigkeit, die im Zeitalter von Pferd und Postkutsche kaum vorstellbar ist.

Ein zentraler Knotenpunkt dieses Kommunikationsnetzes war das Kontor des kaiserlichen Oberhoffaktors Wolf Wertheimer (1681–1765) in Augsburg. Er brachte seine diplomatischen Erfahrungen in die Kampagne ein und schrieb rastlos mithilfe seines Sohnes Salomon Briefe. Doch auch die Kontakte und das Wissen der schwäbischen Landesvorsteher vor Ort nutzte er. Sein Sohn Samuel berichtete ihm aus Wien, dem Stammsitz der Familie.



Recherche der Historikerin Dr. Ries im Stadtarchiv Augsburg.

Foto: Oliver Indra/Epo-Film

Die Drehbuchautorin und Regisseurin Monika Czernin hat aus diesem Stoff ein spannendes Drehbuch entwickelt und mit epo-Film für arte realisiert. Das Team dokumentierte mit allen verfügbaren Artefakten und an authentischen Orten den Ablauf der Ereignisse. Das allein würde jedoch für ein plastisches Bild nicht ausreichen. Schlüsselszenen wurden deshalb in sogenannten Reenactments von Schauspielern dargestellt. Die historische Forschung, die uns erst das Wissen über die Ereignisse vermittelt, floss in Interviews mit international tätigen Historikern ein. An einem Drehtag im Juli 2023 ging es in Augsburg vor allem um Wolf Wertheimer. Hierfür stand als Expertin Dr. Rotraud Ries, die Autorin dieses Artikels, zur Verfügung. Wertheimer war wegen des Öster-

reichischen Erbfolgekriegs zwischen seinen beiden Dienstherrn Österreich und Bayern aus München dorthin geflohen.

Wo er allerdings wirklich wohnte, war unklar. Denn in der Reichsstadt herrschte seit dem 15. Jahrhundert ein striktes Siedlungsverbot für Juden. Im Stadtarchiv Augsburg gingen das Filmteam und Dr. Ries auf Spurensuche. Es fand sich eine Vielzahl von Anträgen jüdischer Supplikanten, die Stadt betreten zu dürfen. Doch Wolf Wertheimer war nicht darunter. Die Erklärung dafür: Zum Schutz vor dem Krieg durften Juden zwischen 1742 und 1745 ausnahmsweise in der Stadt wohnen. Davon profitierte Wertheimer.

Jüdische Einrichtungen gab es in Augsburg natürlich nicht, sondern nur in den Dörfern der Umgebung. In Kriegshäusern sind sie baulich erhalten. Das Filmteam drehte hier im Straßenraum an der Ulmer Straße, wo die ehemalige Synagoge steht, und auf dem Jüdischen Friedhof. Denn dort wurde Wolf Wertheimer 1765, 20 Jahre nach seinem Aufenthalt in Augsburg, begraben. In München, wo er lebte, gab es keine Gemeinde und keinen Friedhof. Der Grabstein Wertheimers ist erhalten, seine Inschrift bemerkenswert. Denn von seinen Verdiensten für die jüdische Gemeinschaft ist darin – wohl auf eigenen Wunsch – keine Rede. Einzig auf seine vornehme Herkunft als Sohn des großen Samuel Wertheimer (1758–1724) aus Wien wird verwiesen – zu seiner Zeit der am höchsten geachtete Repräsentant der Judentum im Reich.

Das Doku-Drama „Maria Theresias dunkle Seite“ wird ab April 2024 auf BR und arte gesendet. Dann ist es auch in der Mediathek abrufbar. *Rotraud Ries*

Lebkuchen & Davidstern

FÜRTH. „Viele Menschen haben wenige Berührungspunkte mit dem heutigen Judentum. Manchen fallen zum Thema Juden nur Stereotype ein.“ So beschreiben die Schüler des P-Seminars am Hans-Sachs-Gymnasium in Nürnberg ihre Motivation, gemeinsam mit dem Jüdischen Museum Franken eine Ausstellung zu konzipieren, die auf jüdisches Leben in unserer Region neugierig machen soll. In der Ausstellung „Lebkuchen & Davidstern – jüdisch in Nürnberg“ geben die Schüler eine Übersicht über ihre Erkenntnisse und Recherchen. Die Ausstellung wird bis zum Frühjahr 2024 im Museum gezeigt.

Die ausgestellten Exponate vermitteln Einblicke in das Leben von Juden, die heute in Nürnberg leben. Ergänzt werden sie mit Interviews, die die Schüler mit Personen jüdischen Glaubens führten. Dabei interessierten sie sich weniger für Fragen zur Religion, als vielmehr für As-



Foto: Jüdisches Museum Franken

pekte zum Leben im Alltag. „Ein wichtiger Punkt war dabei, nicht nur über, sondern vor allem mit Juden zu sprechen, ihre Lebensgeschichte kennenzulernen“, beschreibt Museumskuratorin Alisha Meininghaus die Vorgehensweise

der Schüler. Unter den Interviewpartnern waren unter anderem die Nürnberger Stadträtin Diana Liberova und Rabbiner Steven Langnas. Auch die Psychologin Esther Hadar, der Kantor der IKGN, Yonatan Amrani, und Schüler des Gymnasiums wurden befragt.

Für die Ausstellung sammelten die Schüler originelle Details wie Rezepte von Lieblingsgerichten und persönliche Gegenstände, um das Leben der für die Ausstellung ausgewählten Juden anschaulich und fassbar zu machen. Mit dabei ist eine sogenannte Weihnukka-Kugel, eine dunkelgrüne Christbaumkugel verziert mit einer Menora aus Gold. Weihnukka ist ein Kofferwort aus Weihnachten und Chanukka und symbolisiert die interreligiöse Zusammensetzung einer Familie, die beide Feste feiert. Zu sehen ist auch ein Lulav, ein Feststrauß für Sukkot, der symbolisch für vier Arten von Juden steht: Sol-

che, die die Gebote halten und Tora lernen, solche die nur Tora lernen, solche die nur die Gebote halten und die, die nicht religiös sind. „Alle sollen trotz ihrer unterschiedlichen Lebensweise zusammenhalten“, steht auf der Objektbeschreibung an der Vitrine. „Durch das Projekt konnten wir sehr viel Neues und Interessantes über jüdisches Leben heute lernen“, stellen die Schüler des P-Seminars fest. Jüdisches Leben gelte es aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten. Ein Zeitstrahl zur jüdischen Geschichte Nürnbergs, den die Schüler des P-Seminars erarbeitet haben, rundet die Ausstel-

lung ab: Von der ersten Erwähnung von Juden in Nürnberg 1146 über die Vertreibung aller Juden 1499 und die Gründung der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg 1862. Auch über die dunklen Zeiten der jüdischen Geschichte in Nürnberg, mit den Deportationen von über 1.600 Juden in den Jahren 1941 bis 1944, erhalten die Besucher der Ausstellung viele Informationen. Die Neugründung der Israelitischen Kultusgemeinde nach 1945 und die Einweihung der neuen Synagoge in der Arno-Hamburger-Straße 1984 sind ebenfalls ein Thema. Markus Sternecker, der betreuende Lehrer sagt dazu: „Ein be-

sonderes Anliegen war es mir zu zeigen, dass jüdisches Leben heute, nach der Shoa, existiert. Wir haben es mit unserer Polaroid fotografiert, befragt, dokumentiert, Objekt- und Fundstücke gesichert und hinter das Glas von Museumsvitrinen gepackt und so eine kurze lebendige Momentaufnahme geschaffen“.

Die Ausstellung „Lebkuchen & Davidstern – jüdisch in Nürnberg“ kann zu den Öffnungszeiten Dienstag bis Sonntag von 10 bis 17 Uhr im Jüdischen Museum in Fürth, Königstraße 89, besucht werden. Weitere Informationen: www.juedisches-museum.org.

Bagel, Bier und Berches

Jüdische Kulturwoche in Augsburg

AUGSBURG. Das Jüdische Museum Augsburg und die Jüdische Gemeinde blicken auf eine erfolgreiche Woche jüdischer Kultur zurück. Die hohen Teilnehmerzahlen und das hervorragende Feedback werten die Veranstalter als ermutigendes Zeichen in schwierigen Zeiten. Die Jüdische Kulturwoche fand Anfang November unter dem Motto „Bagel, Bier und Berches“ statt. Das vielfältige Programm lud dazu ein, jüdische Küche und Alltagskultur kennenzulernen und zu genießen. Carmen Reichert, Direktorin des Jüdischen Museums, erklärte in der Pressemeldung der Veranstalter: „Die Resonanz ist sehr positiv. Viele Besucher kamen auf uns zu und bekräftigten, wie wichtig sie es finden, dass die Kulturwoche stattfindet. Für uns ist das große Interesse ein Zeichen der Solidarität mit der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland. Wir freuen uns, dass viele Menschen mehr über das Judentum und jüdisches Leben erfahren wollen.“

Erster Höhepunkt der Kulturwoche war das Eröffnungskonzert des „Jewish Chamber Orchestra Munich“ in der fast voll besetzten Augsburger Synagoge. Das Ensemble unter der Leitung von Daniel Grossmann spielte „Klezmer Re-Constructed“ und begeisterte das Publikum mit

einem begleitenden Schattenspiel, das die Geschichte einer jüdischen Hochzeit erzählte. Eine Besucherin schrieb dem Museum im Anschluss: „Vielen lieben Dank für das wundervolle Konzert in dieser unglaublich beeindruckenden Synagoge. Was für ein Klangerlebnis – Gänsehautmomente! Wir kommen jederzeit gerne wieder!“

Viele Besucher zogen auch zwei Führungen zu jüdischem Leben in Nördlingen an. Sie zeigten u.a. die Spuren der letzten jüdischen Gemeinde auf, die 1938 zerstört wurde. „Ich war überwältigt von dem großen Interesse an der Geschichte der letzten jüdischen Gemeinde“, so Andrea Kugler, Leiterin des Stadtmuseums Nördlingen. Auch die anderen Angebote der Kulturwoche stießen auf großes Interesse. So lockte eine Feierabendführung mit Bier und Bagel im Jüdischen Museum viele Besucher an, die mehr über die jüdische Geschichte Augsburgs erfahren wollten. Und trotz regnerischen Wetters erschienen zu einer Führung über den Jüdischen Friedhof in Krumbach-Hürben 105 Personen.

Ein weiterer Publikumsmagnet war die Brauereiführung mit anschließendem Vortrag zu bayerisch-jüdischen Bierbraugeschichten bei Bier und Brotzeit, die von

Dr. Margaretha Hackermeier organisiert wurde. „Nicht wenige jüdische Brauer und Hopfenhändler haben die bayerische Braukunst vor dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Wir freuen uns, dass unser Programm auch Menschen angesprochen hat, die sonst eher selten zu unseren Veranstaltungen kommen“, so Dr. Hackermeier.

Insgesamt kamen etwa 650 Besucher zu den verschiedenen Programmen in Augsburg und Schwaben. Die Veranstalter zeigen sich sehr zufrieden mit dem Ergebnis und hoffen, dass die Jüdische Kulturwoche dazu beigetragen hat, das Bewusstsein für die Vielfalt und Bedeutung des jüdischen Erbes in der Region zu stärken und Vorurteile abzubauen.

Die Jüdische Kulturwoche wurde organisiert von der Israelitischen Kultusgemeinde und dem Jüdischen Museum Augsburg in Kooperation mit: Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Netzwerk Historische Synagogenorte in Bayerisch-Schwaben, Evangelisches Forum Annahof, Europäische Janusz Korczak Akademie, Stadtmuseum Nördlingen, Stadt Nördlingen, Ehemalige Synagoge Fellheim, Förderkreis Ehemalige Synagoge Fellheim und dem Stadtmuseum Memmingen.

Spaenle: Zeit für Klarheit

MÜNCHEN. Der langjährige bayerische Antisemitismus-Beauftragte Dr. Ludwig Spaenle ist von der neuen Staatsregierung für eine weitere Amtszeit bestätigt worden. Neu ist die Zuordnung seines Büros zur Bayerischen Staatskanzlei. Unter dem Titel „Zeit für Klarheit – für jüdisches Leben in Deutschland und praktische Solidarität mit Israel“ hat Spaenle einen umfassenden Maßnahmen-Katalog vorgelegt. Sein 10-Punkte-Plan setzt sich

u.a. ein für die grundgesetzliche Verankerung der Förderung jüdischen Lebens ein. Zudem soll das Deutsch-Israelische Jugendwerk, das gegenwärtig aufgebaut wird, finanziell deutlich besser ausgestattet werden. Auch um die Sicherheitsmaßnahmen für jüdische Gemeinden und Institutionen will sich der Beauftragte verstärkt kümmern. Angesichts der aktuellen Lage sollten sie überprüft und gegebenenfalls angepasst werden. Den jüdischen

Organisationen sollten Mittel zur Verfügung gestellt werden, damit diese zusätzliches Sicherheitspersonal beschäftigen können. Spaenle regt auch eine kritische Überprüfung und Verbesserung des Wissensstandes zu Israel im Bildungsbereich an. Es herrsche großer Bedarf an besserer Wissensvermittlung zu Antisemitismus, zum Nahostkonflikt sowie zu „Israel today“, erklärte der Beauftragte in seiner Pressemitteilung. *bere.*

9. November 1938 – 9. November 2023

Am 85. Jahrestag der Reichspogromnacht von 1938 sprach Militärrabbiner Zsolt Balla die Trauergebete El Male Rachamim und das Kaddisch. Zur Gedenkveranstaltung in die Beth Zion Synagoge in Berlin hatte der Zentralrat der Juden in Deutschland eingeladen. Das restaurierte Bethaus, 1910 von einer Gruppe orthodoxer Juden aus Polen eingeweiht, war damals eine der vielen Berliner Privatsynagogen. Seit 2007 ist der Verein Kahal Adass Jisroel Nutzer des jüdischen Gotteshauses. Elf Tage nach dem Hamas-Massaker in Israel war die Berliner Synagoge im Hinterhof der Brunnenstraße das Ziel eines versuchten Brandanschlags. Auch deshalb wählte der Zentralrat sie als Ort für die Gedenkveranstaltung aus. Zu ihrem Schutz waren am 9. November 1.300 Polizisten vor Ort im Einsatz. Zu den Gästen der Gedenkfeier zählten neben Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Bundeskanzler Olaf Scholz auch seine Kabinettsmitglieder Wirtschaftsminister Robert Habeck, Außenministerin Annalena Baerbock, Innenministerin Nancy Faeser und viele andere Spitzenpolitiker. Zentralratspräsident Josef Schuster konnte aber auch die Shoa-Überlebende Margot Friedländer und Israels Botschafter Ron Prosor begrüßen. Vor den Reden spielte ein Musiker eine Melodie aus dem Film „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg. Danach sprachen der Zentralratspräsident und der Bundeskanzler. Wir dokumentieren hier ihre Reden. bere.

Ansprache von Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster

Ich könnte hier vom 9. November 1938 sprechen – der Reichspogromnacht. Ich könnte aber auch vom Pogrom unserer Zeit sprechen; vom grausamen Terror der Hamas des 7. Oktober 2023. Die Beschreibungen gleichen sich.

Wer verstehen will, was Jüdinnen und Juden in diesen Tagen fühlen, der muss sich der historischen Pogromerfahrungen im jüdischen Denken bewusst sein. Die Jagd auf Juden, dort wo sie zu Hause sind, brennt sich tief ein in das kollektive Bewusstsein von Jüdinnen und Juden.

Wer verstehen will, warum der Terroranschlag auf Israel in der jüdischen Gemeinschaft auch in Deutschland tiefe Traumata, Ängste und Verunsicherungen hervorruft, der muss sich bewusst sein, was auch 85 Jahre nach der Reichspogromnacht in den jüdischen Seelen vorgeht, wenn wieder Davidsterne an Häuser von Juden gemalt werden, wenn wieder jüdische Geschäfte attackiert werden. Wenn wieder Brandanschläge auf Synagogen

verübt werden – wie vor wenigen Wochen hier auf die Beth Zion Synagoge.

Er muss sich bewusst sein, was in den Köpfen vorgeht, wenn ein Mob durch die Straßen zieht und die Vernichtung Israels und die Auslöschung aller Juden fordert. Wenige Stunden nach dem grausamsten Verbrechen an Juden seit der Shoa. Es ist der Versuch, gezielt diese Ängste zu erzeugen. Auch um das zu verstehen, ist die Erinnerung und das Gedenken an den 9. November 1938 so wichtig. Diesen Einschüchterungsversuchen zu widerstehen gelingt nicht immer. Viele Mitglieder der jüdischen Gemeinden in Deutschland haben diese Pogrom-Erfahrungen noch viel präsenter, waren doch Jagdszenen wie wir sie vor wenigen Tagen von einem Flughafen im russischen Dagestan gesehen haben in der Zeit während des Zerfalls der Sowjetunion nicht unüblich.

Diese Bilder waren verstörend, zeigen sie doch eindeutig, dass die Vernichtungs-ideologie der Hamas keine Grenzen kennt.

Wer zum Tag des Zorns gegen Juden aufruft, dem geht es nicht nur um Israel.

Die Bilder aus Dagestan erscheinen weit weg. Oder auch nicht? Der Schutz jüdischen Lebens in Deutschland ist hoch. Das ist wohl der größte Unterschied zu 1938: wurde die Gewalt damals von den Nationalsozialisten geschürt, schützt heute der Staat die jüdische Gemeinschaft. Es ist eine Botschaft, die auch bei den Jüdinnen und Juden in Deutschland ankommt, und dafür möchte ich Ihnen an diesem Tag und an dieser Stelle danken.

Aber ist es nicht denkbar, dass eine solche Jagd auf Juden in einem solchen Rahmen auch in Deutschland stattfindet? Ein Mob, aufgehetzt durch Fanatiker, die offen Hass schüren; auf TikTok, Telegramm? Vor fünf Wochen hätte ich Ihnen noch gesagt, dass ich mir das nicht vorstellen kann, heute bin ich mir dabei nicht mehr so sicher. Wie weit sind wir davon entfernt, wenn ich die Bilder vom Brandenburger Tor vom Abend des 17. Oktober sehe und nur wenige Stunden später der Anschlag mit Molotow-Cocktails auf diese Synagoge, in der wir gerade sitzen? Schutz kann nie absolut sein, bei allen Bemühungen.

Meine Damen und Herren, ich erkenne in den vergangenen Wochen zuweilen dieses Land nicht wieder. Es wurde zugelassen, dass es sagbar erscheint, öffentlich die Vernichtung Israels und die Auslöschung aller Juden zu propagieren. Es wurde zugelassen, dass sich tausende Menschen mit arabischem Migrationshintergrund, aufgehetzt von radikalen Fanatikern, auf die Straße trauen und all dies fordern – noch einmal: wenige Stunden nach dem grausamen Massaker der Hamas; und bis heute.

Es gibt eine Parallele in der Geisteshaltung radikaler Islamisten, die die Vernichtung Israels und der Juden wollen



Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster

Fotos (5): Zentralrat der Juden

und den rechtsextremen Verächtern unserer Erinnerungskultur an die Shoah. Die deutsche Verantwortung für Israel ist ein Kern dieser Erinnerung. Auch in links-extremen und immer mehr linken Kreisen ist die Verachtung dieser Lehren zu spüren – auch der des 9. November 1938. Die Dämonisierung der Juden damals ist heute der jeder historischen Fakten und Kontexte entbehrenden Idee von Israel als westlicher Kolonialstaat gewichen. Was für eine unheilige Allianz hat sich hier gebildet.

Der 9. November 1938 war die ultimative Demonstration des Judenhasses und der Gewissheit: Die gewaltige Mehrheit der Deutschen sieht dem mörderischen Treiben tatenlos zu oder wird selbst zum Täter. Die Gewalt richtete sich gegen die Symbole jüdischen Lebens, aber auch gegen das ganz Alltägliche, wie die unzähligen Privatsynagogen, die so sinnbildlich für die Emanzipation der Juden in Deutschland gestanden haben. Privatsynagogen wie diese hier.

Wenn heute das Existenzrecht Israels deutsche Staatsräson ist, dann heißt das auch, dass das unverrückbar verknüpft ist mit dem Erinnern und Gedenken an den 9. November 1938; an seinen Schrecken, an seine Grausamkeit und an all das, was daraus folgte: die Shoah. Wer das eine sagt, muss auch das andere sagen. Das ist der logische Schluss, den nicht mehr alle gehen wollen.

Es ist etwas aus den Fugen geraten in diesem Land. Es ist noch die Gelegenheit,

dies zu reparieren, doch dafür muss man sich auch eingestehen, was in den letzten Jahren schiefgelaufen ist, was man nicht hat sehen können oder wollen. Dazu gehört auch die Erkenntnis, dass hinter vorgehaltener Hand Antisemitismus in Deutschland bis in die Mitte der Gesellschaft vorgebracht ist; vor allem israelbezogener Antisemitismus, wie sich zeigt; in die Hörsäle, in die Theater, auch in die bürgerlichen Vorstadthäuser.

Wer nach dem 7. Oktober noch glaubt, BDS sei harmloses Geschwurbel, dem ist nicht zu helfen. Aber es gibt auch Zeichen der Zuversicht: Zwei Intendanten, die die Initiative GG 5.3. unterschrieben hatten, die letztendlich der BDS-Ideologie in Deutschland weiter Vorschub leistet, haben ihre Unterschrift wieder zurückgezogen. Es ist diese Ehrlichkeit, die jetzt so bitter nötig ist.

Ich bin mir bewusst, dass Politik selten ein Geschäft des Schwarz oder Weiß ist, aber in diesen Tagen darf es in der Frage der Verteidigung Israels keine Zweifel geben. Es ist nun keine Zeit für Zurück- oder Enthaltung, meine Damen und Herren. Von uns Juden können Sie das ohnehin nicht erwarten. Wenn Israel angegriffen wird, dann steht die jüdische Gemeinschaft in Deutschland an seiner Seite. Unsere Herzen sind bei den Menschen in Israel, das ist einfach so. In diesen Tagen sind unsere Gedanken außerdem ganz besonders bei den noch mehr als 200 Geiseln der Hamas und ihren Angehörigen! Und wir fordern diese Solidarität auch ein.

Das gehört zum Selbstbewusstsein der Juden in Deutschland. Wir stehen fest zusammen, gerade in Zeiten der Bedrohung. Wir lassen uns nicht einschüchtern, auch das ist eine der Lehren historischer Pogromerfahrungen wie der des 9. November 1938. Jüdinnen und Juden in Deutschland sind stark und selbstbewusst. Ich habe in den vergangenen Wochen viele Gespräche geführt mit Mitgliedern der Gemeinden. Ja, ich war erschüttert über die große Angst, die mir geschildert wurde, aber gleichzeitig auch beeindruckt angesichts des Mutes und der Widerstandskraft.

Gerade das, was die jungen Gemeindeglieder, die jüdische Studierendenunion und andere, in den vergangenen Wochen sichtbar für den Zusammenhalt innerhalb der jüdischen Gemeinschaft geleistet haben, ringt mir großen Respekt ab. Es lässt mich auch in dieser schweren Zeit versöhnlich in die Zukunft blicken.

Meine Damen und Herren, Schutz ist gut und, gerade jetzt, wichtig. Aber wir wollen keine Schutzschilder. Wir wollen frei leben in Deutschland, in unserem Land; frei leben in dieser offenen Gesellschaft. Und wenn es dieser Tage so weit weg wie lange nicht mehr erscheint, ist die Formulierung des Wunsches vielleicht umso wichtiger: Wir wollen frei leben und dabei nicht auf Schutz angewiesen sein. Diesen Wunsch habe ich und den werde ich mir nicht nehmen lassen.

Vielen Dank, dass Sie heute hier sind!

Ansprache von Bundeskanzler Olaf Scholz

Einige von Ihnen waren vielleicht dabei, als Eli Fachler vor zehn Jahren hier an dieser Stelle von seinen Erinnerungen an die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 berichtete. Verborgen hinter den Gardinen der Familienwohnung erlebte er als 15-jähriger Junge damals mit, wie seine Synagoge hier in der Brunnenstraße geplündert und geschändet wurde. Er schilderte das Krachen der zerstörten Einrichtung, das Zersplittern der Holzbänke, das Klirren der zerstörten Fenster. Er schilderte seine Todesangst am Ende eines, wie er es formulierte, zunächst „gewöhnlichen Tages“, der mit dem Besuch der Schule begonnen hatte.

Dass wir uns heute hier in der Beth Zion Synagoge versammeln können, haben wir allein der besonderen Lage dieses Gebäudes zu verdanken, eng umgeben von weiteren Häusern. Die Täter wagten es nicht, hier Feuer zu legen, zu groß die Gefahr eines Übergreifens der Flammen. So erschütternd es ist: Dass dieses Gebäude nicht vollständig in Schutt und Asche sank, verdanken wir am Ende der Banali-

tät der konkreten Bebauung. Keine Nachbarn oder Augenzeugen waren zur Stelle, die den Tätern in den Arm fielen. Niemand stellte sich schützend vor dieses Haus, hier in der Brunnenstraße 33.

Und auch nach jener Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, als Straßen im ganzen Land von den Glasscherben jüdischer Schaufenster übersät waren, als Jüdinnen und Juden aus ihren Wohnun-



Bundeskanzler Olaf Scholz



Militärrabbiner Zsolt Balla

gen und Häusern hinaus verhaftet und abgeführt wurden, blieb offener Protest fast vollständig aus. Von wenigen couragierten Frauen und Männern abgesehen, blieben die Deutschen stumm. Auf die vielfache Frage von Nachgeborenen, warum seine Generation denn nichts getan habe, als jüdische Deutsche 1938 massenhaft entrechtet, verschleppt und ermordet wurden, erklärte der Theologe Martin Niemöller nach dem Krieg die bittere Logik der schrittweisen Zerstörung eines Gemeinwesens. Bis mitten in die Gräuel der Shoa hinein habe man sich immer sagen können: Es trifft ja nicht mich, es trifft ja „die anderen“.

Sie kennen den Ausspruch, er ist oft zitiert worden, und es gibt ihn in verschiedenen Fassungen: „Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Sozialdemokrat. Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Gewerkschafter. Als sie die Juden holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Jude. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“

Meine Damen und Herren, „wir“ und „die da“, die anderen, die nicht dazugehören: Mit dieser Einteilung beginnt der Abstieg einer Gesellschaft in die Katastrophe der Indifferenz, der Intoleranz, der Inhumanität, wie Martin Niemöller ihn beschrieben hat. Die nötige, die zentrale Antwort darauf gibt unsere Verfassung gleich in ihrem allerersten Satz: Die Würde des Menschen, jedes Menschen ist unantastbar. Das ist keine bloße Feststellung, das ist unsere Aufgabe. Unsere Aufgabe ist es, die Menschenwürde zu verteidigen; uns

aktiv gegen die Unterteilung in „wir“ und „die da“, gegen Ausgrenzung, zu stellen. Ausgrenzung trifft Jüdinnen und Juden seit Jahrhunderten besonders immer noch und immer wieder, auch hier in unserem demokratischen Deutschland, und das nach dem von Deutschen begangenen Zivilisationsbruch der Shoa. Das ist eine Schande. Mich empört und beschämt das zutiefst.

Wenn 2023 wieder Türen und Wände mit Davidsternen beschmiert werden, um Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens auszugrenzen und ihre Wohnungen und Geschäfte zu markieren; wenn die Terroristen der Hamas für die Ermordung, die Quälerei, die Entmenschlichung ihrer Opfer auf unseren Straßen und Plätzen

gefeiert werden; wenn jüdische Frauen und Männer Angst haben, offen ihre Religion, ihre Kultur, ihren Alltag zu leben, ihr grundlegendes Recht wahrzunehmen, sichtbar zu sein als Angehörige unserer Gesellschaft; wenn Brandsätze auf die Synagoge hier in der Brunnenstraße geworfen werden, 85 Jahre nach den Pogromen von 1938 – dann gerät in der Tat etwas aus den Fugen, Herr Schuster.

Dabei darf es nicht darauf ankommen, ob Antisemitismus politisch motiviert ist oder religiös, ob er von links kommt oder von rechts, ob er sich als Kunst tarnt oder als wissenschaftlicher Diskurs, ob er seit Jahrhunderten hier gewachsen ist oder von außen ins Land kommt. Jede Form von Antisemitismus vergiftet unsere Gesellschaft, so wie jetzt islamistische Demonstrationen und Kundgebungen. Wir dulden Antisemitismus nicht, nirgendwo.

Im Kern geht es darum, das Versprechen einzulösen, das in den Jahrzehnten nach 1945 wieder und wieder gegeben wurde; das Versprechen, auf dem unser demokratisches Deutschland gründet; das Versprechen: „Nie wieder!“. Dieses Versprechen müssen wir gerade jetzt einlösen nicht nur in Worten, sondern vor allem auch in unserem Handeln. Nie wieder: Das bedeutet zuallererst den physischen Schutz von jüdischen Einrichtungen und Gemeinden. Diesen Schutz sicherzustellen ist, wie Sie, Herr Bundespräsident, vor kurzem formuliert haben, Staatsaufgabe und Bürgerpflicht zugleich. Aber das allein reicht natürlich nicht aus. Sie haben Recht, Herr Schuster: Wenn Jüdinnen und Juden in Deutschland hinter immer größeren Schutzschilden leben müssen, dann ist das unerträglich.

Nie wieder: Das bedeutet daher auch, dass Polizei und Justiz geltendes Recht





Von links: Stephan Harbarth, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Bundestagspräsidentin Bärbel Bas, Bundeskanzler Olaf Scholz, Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier, Bundesratspräsidentin Manuela Schwesig und Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden.

konsequent durchsetzen. Nichts, rein gar nichts, keine Herkunft, keine politische Überzeugung, kein kultureller Hintergrund, kein angeblich postkolonialer Blick auf die Geschichte kann als Begründung erhalten, die Ermordung, das grausame Abschlachten Unschuldiger zu feiern. Jede Form von Antisemitismus, Terrorpropaganda und Menschenfeindlichkeit bekämpfen wir in Deutschland. Wer Terrorismus unterstützt, wer antisemitisch hetzt, den werden wir strafrechtlich verfolgen. Mit dem neuen Staatsangehörigkeitsrecht regeln wir ganz klar, dass Antisemitismus einer Einbürgerung entgegensteht.

Nie wieder: Das gilt nicht nur auf den Straßen und Plätzen unseres Landes, sondern auch im Netz, wo gezielte Falschmeldungen besonders junge Menschen erreichen, wo Weltbilder geformt, aber eben auch deformiert werden. Darum ist es wichtig, dass wir in dem, was wir tun, konsequent sind. Deshalb muss auch jeder wissen: Antisemitismus, wer das macht, riskiert auch Aufenthaltsrechtlichen Status.

Es ist gut, dass die Europäische Kommission die neuen rechtlichen Möglichkeiten gegenüber großen Onlineplattformen, die wir mit dem Digital Services Act gemeinsam geschaffen haben, energisch nutzt. Verstöße der Plattformbetreiber soll Europa ahnden. Das ist richtig und nötig, denn systematische Desinformation und menschenverachtende Hetze gefährden die Basis unserer Demokratie.

Nie wieder – das bedeutet, dass wir die Erinnerung an das von Deutschen begangene Menschheitsverbrechen der Shoa wachhalten. Die Verantwortung, die sich aus unserer Geschichte ergibt, müssen alle, die hier in unserem Land leben, und

alle, die in diesem Land leben wollen, annehmen und als ihre eigene begreifen. Sie ist das Fundament unseres demokratischen Gemeinwesens.

Die Einsicht in unsere gesellschaftliche und geschichtliche Verantwortung muss weitergegeben werden in Schulen, Universitäten, in der Ausbildung, in Integrationskursen und im tagtäglichen Leben. Damit die junge Generation historische Vorgänge begreift, für die es in ihren Familien keine Zeitzeugen mehr gibt, und damit wir im Einwanderungsland Deutschland auch jene erreichen, in deren Herkunftsländern über die Shoa nicht oder vollkommen anders gesprochen wird. Das ist bitter nötig.

Zugleich dürfen wir denen nicht auf den Leim gehen, die jetzt ihre Chance wittern, über fünf Millionen muslimische Bürgerinnen und Bürgern pauschal den Platz in unserer Gesellschaft abzusperrchen. Alle, die hier leben, müssen sich an demselben Maßstab messen lassen, und das ist unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung, die Vielfalt und Respekt gegenüber anderen einfordert und garantiert.

Nie wieder – das bedeutet natürlich Freundschaft und Verbundenheit mit Israel. Die schreckliche Zäsur des 7. Oktober 2023 lässt nur einen Schluss zu: Deutschlands Platz ist an der Seite Israels. Israel hat das Recht, sich gegen den barbarischen Terror der Hamas zur Wehr zu setzen, Terror, der Unschuldige ermordet, Terror, der unterschiedslos Soldaten und Zivilisten massakriert, Männer und Frauen, Alte und Kleinkinder, Terror, der den einzigen jüdischen Staat und seine Bewohnerinnen und Bewohner vernichten will. Unser Mitgefühl gilt allen, die Freunde

und Familienangehörige verloren haben. Unsere Gedanken sind bei denen, die weiter um Kinder, Eltern, Geschwister, Ehepartner, um ihre Liebsten bangen, die als Geiseln in der Gewalt der Terroristen sind. Mit einigen von ihnen konnte ich bei meinem Besuch in Israel sprechen. Ihre herzerreißende Sorge und ihr Schmerz lassen mich nicht los. Die Bundesregierung wird weiter alles in unserer Macht Stehende tun, damit die Geiseln nach Hause kommen.

Zu unserer Freundschaft mit Israel gehört auch, dass wir den Austausch zwischen Deutschen und Israelis weiter nach Kräften fördern und pflegen, wo immer es nur geht: mit Jugendbegegnungen und Freiwilligendiensten, in Wirtschaft, Wissenschaft und Forschung, in Kunst und Kultur, zwischenstaatlich und zwischenmenschlich. In dieser Verbundenheit werden wir uns auch weiter für einen stabilen, dauerhaften Frieden im Nahen Osten einsetzen. Nie wieder – das bedeutet nicht zuletzt auch, dass wir aufstehen gegen den Hass. Ich bin deswegen sehr froh, dass viele Bürgerinnen und Bürger überall in Deutschland ihre Solidarität mit den Opfern des Hamas-Terrors gezeigt haben – bei Kundgebungen und Mahnwachen oder in den sozialen Netzwerken. Das gibt Zuversicht, das stärkt unser Gemeinwesen. Ich danke allen, die Gesicht zeigen für Menschlichkeit!

Meine Damen und Herren, unser Deutschland gründet darauf, dass wir unteilbar zusammenstehen, dass Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens selbstverständlich dazugehören und dass wir Terror und Hass gemeinsam die Stirn bieten. Nie wieder – das gilt, das lösen wir ein, heute, morgen und für alle Zeit.

Zu Gast bei Raschi

Von Bernd Sterzelmaier

„Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich auch eine Tradition meiner Ahnen bindet; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber.“ Mit diesen Worten beschrieb Martin Buber (1878–1965) am 14. Januar 1933 in einem Zwiegespräch mit dem evangelischen Theologen Ludwig Schmidt, wie er sich den Bund zwischen Gott und den Juden vorstellt. Worms spielt deshalb eine Rolle, weil der Blick vom jüdischen Friedhof Heiliger Sand zum Dom voller Symbolik ist. Mit „hinüber“ meinte Buber die Fahrt über den Rhein. Von 1916 bis 1938 lebte er mit seiner Familie 20 Kilometer östlich von Worms auf der anderen Seite des Flusses in Hepenheim an der Bergstraße.

Schon Buber wusste um die große Bedeutung von Worms für die europäische Kulturgeschichte. Der Friedhof, der Dom Sankt Peter, das Lutherdenkmal, die Synagoge und das Raschi-Haus an der Judengasse bilden eine Achse, an der entlang ein Stadtrundgang zur Zeitreise wird: Worms als Zentrum jüdischen Lebens in Europa, Worms als Stadt der Nibelungen, Worms als Stadt des Reichstags, auf dem Kaiser Heinrich IV. 1067 den Investiturstreit mit den Päpsten aufnahm und des Reichstags, auf dem Martin Luther 1521 die Reformation verteidigte. Wäre Geschichtswissenschaft wie Archäologie, in Worms ließen sich Schicht für Schicht zwei Jahrtausende abtragen. Besonders dick wären Schichten, in denen das jüdische Leben die Stadt geprägt hat.

Gut, dass sich tausend Jahre Stadtgeschichte zu Fuß auf kürzestem Weg in einer halben Stunde zurücklegen lassen. Denn vom Heiligen Sand im südlichen Teil des Stadtkerns bis zur Synagoge im Herzen der Stadt sind es weniger als ein Kilometer. Martin Buber rät: „Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder, eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt“, so beschrieb er seinen Gang durch die Stadt. Er konnte nicht ahnen, wie der Zweite Weltkrieg das Stadtbild zerstörte. Am Kirchenbau wurden die Schäden behoben. Doch beim Wiederaufbau der Häuser rund um den Dom wurden Bausünden begangen, die die von Buber gerühmte Harmonie stören.

Wir folgen Buber zum jüdischen Friedhof. „Der besteht aus schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von diesem

Friedhofgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf.“ Diese wunderbare Beschreibung hat die Stadt veranlasst, mit einer Stele den „Buberblick“ zu markieren. Der Friedhof wurde vom 11. bis ins 20. Jahrhundert durchgehend als Begräbnisstätte genutzt. Die 2.500 erhaltenen Grabsteine, davon 800 aus dem Mittelalter, sind mit ihren Inschriften eine einzigartige Quelle jüdischer Sozialgeschichte.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier übergab im Februar in der Neuen Synagoge in Mainz gemeinsam mit UNESCO-Generalsekretärin Audrey Azoulay die Urkunde, mit denen die SchUM-Stätten zum Welterbe erklärt werden. Die Auszeichnung war 2021 der Glanzpunkt eines Festjahres, in dem 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert wurde. In Worms knüpfte Steinmeier in einer Festrede an den Buber-Text an: „Ich habe in Worms einen Spaziergang auf dem Heiligen Sand gemacht, dem ältesten erhaltenen jüdischen Friedhof Europas, und einen Stein auf das Grab von Rabbi Meir von Rothenburg gelegt. Ich habe, wie einst Martin Buber, über die Grabsteine hinweg auf den Dom geblickt und mir staunend bewusst gemacht, dass Worms im Mittelalter beides zugleich war: Bischofsstadt und das Jerusalem am Rhein.“

Gestärkt von Bubers gebetsartigem Text kann der Gang durch die Stadt beginnen, der hinausführt an die Reste der Stadtmauer und weiter zum Andreasstift mit dem Stadtmuseum. Von dort ist es nicht weit zum Domplatz. Wer die Kirche zunächst nur von außen betrachtet hat, der

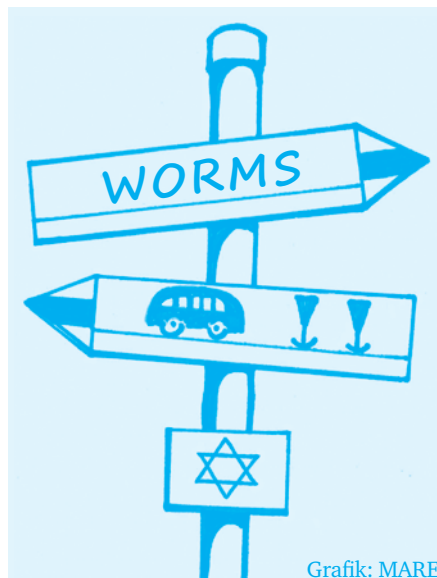
sollte hineingehen und nachspüren, welche Rolle Worms als Bischofsstadt spielte.

Dieser Abschnitt beginnt mit der fränkischen Zeit, als die Domkirche wohl auf dem Platz des Jupiter-Tempels errichtet wurde. Unter den Karolingern war Worms ein Machtzentrum. Die Wormser Bischöfe standen im 8. und 9. Jahrhundert dem Königshof nahe. 1048 wurde der Bischof von Toul, ein Verwandter des Kaisers Heinrich III., in Worms als Leo IX. zum Papst gewählt. 1076 war Worms Ort eines Hoftags, auf dem König Heinrich IV. Papst Gregor VII. für abgesetzt erklärte und dafür mit dem Kirchenbann belegt wurde. Der Investiturstreit, in dem der Gang nach Canossa sprichwörtlich wurde, endete 1122 mit dem Wormser Konkordat. Als 1184 Kaiser Friedrich Barbarossa der Stadt umfangreiche Freiheitsrechte einräumte, begannen die Streitigkeiten zwischen Bischof und Bürgerschaft um die faktische Herrschaft in der Stadt.

Vom Dom führt der Weg direkt in den Heylshof-Park. Wenige Schritte vom Marktplatz entfernt bildet der Park mit seinem alten Baumbestand, Putten und Wasserspielen eine Oase der Ruhe. Im Museum Heylshof ist die Wormser Geschichte dokumentiert. Eine Gemäldesammlung enthält Bilder von Rubens. Der Heylshof ist nach der Industriellenfamilie benannt, deren Aufstieg im 19. Jahrhundert begann und 1974 endete, als die letzte Lederfabrik geschlossen wurde. Ludwig C. Freiherr von Heyl verkaufte im selben Jahr Park und Gebäude des einstigen herrschaftlichen Majorshofes. Den Verkauf an die Sparkasse knüpft er an Auflagen, dass die „grüne Insel“ inmitten der Stadt erhalten bleibt. Anfang Juni wird das 8.690 Quadratmeter große Gelände von der Kreis- und Stadtparkasse erworben.

Im Park liegt der Ort, an dem Martin Luther am 17. und 18. April 1521 vor Kaiser und Reich befragt wurde. Der ehemalige Bischofshof, der an dieser Stelle stand, wurde 1689 zerstört. Dort weigerte sich Luther im Rahmen des Reichstages 1521, seine Schriften zu widerrufen. Nach dem Thesenanschlag am Kirchenportal am 31. Oktober 1517 in Wittenberg war dies ein weiterer Schritt zur Kirchenspaltung.

Ein Bronzerelief des Künstlers Gustav Nonnenmacher (1914–2012) aus dem Jahr 1971 zeigt die Ansicht des Bischofspalastes. Ein spaltender Blitz verweist auf die Kirchentrennung. Für Nonnenmacher war Worms die Stadt, in der sich die



Grafik: MARE

Geschichte Mitteleuropas spiegelt. Das wollte er mit dem „Schicksalsrad“ verdeutlichen, das am Obermarkt steht. In diesem Relief ziehen die Epochen vorbei: die Kelten- und die Römerzeit, die Nibelungensage, 1000 Jahre jüdische Geschichte, die Stadt der Reichstage und der Kaiserhochzeit, Luther, der Faschismus, die Zerstörungen in mehreren Kriegen und der Schatten des nahen Atomkraftwerkes Biblis auf der anderen Seite des Rheins.

Sein letztes großes Werk, das Nonnenmacher 2003 im Alter von 89 Jahren schuf, war der Nibelungenliedbrunnen an der Wilhelm-Leuschner-Straße, Ecke Rathenaustraße. Noch vor den SchUM-Stätten wurde das Nibelungenlied 2009 zum UNESCO-Weltdokumentenerbe ernannt. Im Kern der Sage geht es um die Zerschlagung des Burgunderreiches um 436. Den Siegfriedbrunnen vor dem Haus der Münze am Marktplatz hat der Mäzen Cornelius Wilhelm Heyl gestiftet.

Markantester Punkt zwischen Heylshofpark und Judengasse, sogar im ganzen Stadtbild, ist das Lutherdenkmal. Es gehört zu den größten Reformationsdenkmälern der Welt. Das Denkmal wurde am 25. Juni 1868 enthüllt. Der Entwurf stammt von Ernst Friedrich August Rietschel (1804–1865), der die Enthüllung nicht mehr miterlebte. Rietschel gehört zu den bedeutendsten deutschen Bildhauern des Spätklassizismus. Die von ihm geschaffenen Skulpturen, wie das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar oder das Lessing-Denkmal in Braunschweig, haben das Bild Deutschlands als „Land der Dichter und Denker“ mitgeprägt.

Neben Rietschel, von dem der Gesamtentwurf stammte, waren bedeutende Bildhauer und Architekten des 19. Jahrhunderts beteiligt, die das Werk zu Ende führten. Die Figuren wurden in der Kunstgießerei Lauchhammer gegossen, die bis heute in Brandenburg existiert. Dort wurde auch das 1958 enthüllte Buchenwalder Mahnmal gegossen, das Fritz Cremer gestaltet hat.

Der Weg durch Worms führt weiter auf der Martingasse, vorbei an der Martinskirche zur Martinspforte. Dort geht es über die Friedrichstraße in die Judengasse und in das Stadtviertel mit Synagoge, Raschi-Haus und Mikwe, das im Norden von der Herta-Mansbacher-Anlage begrenzt wird. Herta Mansbacher (1885–1942) war eine deutsch-jüdische Lehrerin aus Darmstadt. Sie wurde Leiterin einer jüdischen Schule in Worms, nachdem die Nationalsozialisten den Ausschluss jüdischer Lehrer und Schüler von den Schulen verfügt hatten. Sie engagierte sich für die verfolgte jüdische Gemeinde. Während der Pogrome im November 1938 rettete sie unersetzliche Kultgegenstände

aus der brennenden Synagoge. Nach der erzwungenen Schließung der jüdischen Schule, stellte sie ihre eigenen Auswanderungspläne zugunsten ihrer Schüler zurück. Bis zu ihrer Deportation hielt sie in ihrem „Auswandererbuch“ die Schicksale der Deportierten und Exilanten fest. Am 19. März 1942 wurde Herta Mansbacher mit 75 anderen Juden aus Worms nach Piask deportiert, wo sich ihre Spur verliert. Es ist wahrscheinlich, dass sie entweder im Vernichtungslager Belzec oder im KZ Majdanek ermordet wurde.

Zurück in die Gegenwart, zurück zum Besuch des Bundespräsidenten am Anfang dieses Jahres. In den offiziellen Reden, die damals in Mainz und in Worms gehalten wurden, ist all das komprimiert, was es über die Bedeutung des Judentums zu sagen gibt.

Der rheinland-pfälzische Innenminister Michael Ebling führte den Bundespräsidenten gemeinsam mit Oberbürgermeister Adolf Kessel, der Präsidentin der Deutschen UNESCO-Kommission, Maria Böhmer, sowie dem Rabbiner der jüdischen Gemeinde Mainz-Rheinhessen, Aharon Ran Vernikoysky, nicht nur über den Heiligen Sand, sondern auch in die Synagoge und in das Raschi-Haus.

„Rheinland-Pfalz ist stolz darauf, mit den SchUM-Stätten in Speyer, Worms und Mainz das erste jüdische UNESCO-Weltkulturerbe auf deutschem Boden zu beherbergen. Diese jüdischen Stätten stehen sinnbildlich für die hellen und dunklen Seiten der über tausendjährigen Geschichte des jüdischen Lebens nördlich der Alpen. Es ist uns Ehre und Verpflichtung zugleich, mit dem Schutz und Erhalt dieses Welterbes und damit eines herausragenden Stücks jüdischer Kultur betraut zu sein“, sagte der für das kulturelle Erbe zuständige Innenminister Ebling.

Die Synagoge steht südlich der Herta-Mansbacher-Anlage mit anderen Bauwerken des Gemeindezentrums wie Frauen-

schul und Mikwe in charakteristischer Wechselbeziehung. Das Raschi-Haus, von wo aus 1942 die letzten Wormser Juden deportiert wurden, dient heute als Begegnungs- und Gedenkstätte. „Die UNESCO hat den jüdischen Stätten mit dem Titel ‚Weltkulturerbe‘ eine unvergleichliche Anerkennung verliehen, die auch für unsere Stadt von herausragender Bedeutung ist. Wir sind mit unserem jüdischen Erbe in Hochachtung verbunden“, sagte Oberbürgermeister Kessel.

Die UNESCO hatte die SchUM-Stätten am 27. Juli 2021 zum Welterbe erklärt. SchUM ist eine Abkürzung aus den Anfangsbuchstaben der mittelalterlichen hebräischen Städtenamen Speyer (Schpira, ש), Worms (Warmaisa, ו) und Mainz (Magenza, מ). Die jüdischen Gemeinden dieser Städte bildeten im Laufe des 12. Jahrhunderts einen Verbund. Der UNESCO zufolge kann an keinem anderen Ort ein vergleichbares Spektrum jüdischer Gemeindezentren und Friedhöfe die kulturellen Leistungen des aschkenasischen Judentums bezeugen. Die SchUM-Stätten zeigen auch die dunklen Seiten dieser Geschichte. Jüdinnen und Juden wurden in Speyer, Mainz und Worms immer wieder verfolgt, ihre Wohnviertel verwüstet, ihre Gemeinden zerstört. Die Pest-Pogrome Mitte des 14. Jahrhunderts beendeten die hohe Zeit der SchUM-Kultur. Viele jüdische Bürgerinnen und Bürger aus Speyer, Worms und Mainz wanderten während des Nationalsozialismus aus; von denen, die in ihrer Heimat blieben, wurden fast alle verschleppt und ermordet.

Es waren nur wenige Jüdinnen und Juden, die nach der Befreiung aus Lagern, Ghettos und Verstecken in ihre Heimatstädte am Oberrhein zurückkamen. Dort führten sie oft ein Leben auf gepackten Koffern, weil das Gefühl der Unsicherheit sie nicht mehr losließ. In Worms wurde die Synagoge wieder aufgebaut und 1961 einge-



Raschi-Haus

Foto: Bernward Bertram/Stadt Worms

weiht, bevor überhaupt genügend Jüdinnen und Juden da waren, um die Gemeinde wiederzugründen.

Worms ist als Stadt in Rheinland-Pfalz nicht nur eng mit der Landeshauptstadt Mainz und Speyer im Süden des Bundeslandes verbunden. Traditionell bildete der Rhein keine Grenze, sondern stellte eine Verbindung zu den rechtsrheinischen Ländern her. Worms war bis 1945 als Provinz Rheinhessen Teil des Volksstaates Hessen. Damals waren die Verbindungen in den Raum Darmstadt und an die Bergstraße besonders eng, wie das Beispiel von Martin Buber zeigt.

Wer als Tourist nach Worms (83.000 Einwohner) kommt, dem stehen außer den Erinnerungsstätten an die jüdische Kultur, dem Museum im Heylshof und dem Stadtmuseum im Andreasstift das Nibelungenmuseum an der historischen Stadtmauer offen. Unterhaltung gibt es im „Wormser“, dem Theater, Kultur und Tagungszentrum sowie im Lincoln Theater. Jeweils Ende August wird das traditionelle Backfischfest mit Fischerstechen gefeiert, im Frühjahr der Pfingstmarkt. Bei den Nibelungen-Festspielen vom 12. bis 28. Juli 2024 steht das Stück „Der Diplomat“ auf dem Programm. Gespielt wird auf der Bühne am Dom.

In Worms sind die Promenaden am Rheinufer mit weiteren Denkmälern ein Erholungs- und Erinnerungsort. Im Stadtteil Herrnsheim gehört das gleichnamige Schloss zu den Sehenswürdigkeiten. Ausflugsziele auf der westlichen Rheinseite sind das Zellertal, Oppenheim, Nierstein, Alzey, Kirchheimbolanden, der Donnersberg oder Freinsheim. Wenige Kilometer nördlich von Worms liegt Westhofen. Der Trullo-Rundwanderweg führt durch die Weinberge und an den Häuschen vorbei, die früher als Schutzhütten für Winzer dienten. In der Gemeinde Osthofen wurde von März 1933 bis Juli 1934 eine Papierfabrik zum Konzentrationslager, Schauplatz von Anna Seeghers' Roman „Das siebte Kreuz“. Im Gegensatz zur Romanhandlung wurden in Osthofen keine Menschen ermordet, doch das KZ wurde für die Nazis zum Modell für Dachau. Worms bildet die Kreuzung der Bundesstraßen 9 und 47. Die Autobahn 61 führt westlich an Worms vorbei. Der Hauptbahnhof Worms bietet Direktverbindungen bis nach München. S-Bahn-Verbindung besteht nach Mannheim, Ludwigshafen und nach Mainz.

Wer mehr über Buber wissen möchte, der kann in Heppenheim das Martin-Buber-Haus besichtigen, in dem der Religionsphilosoph von 1916 bis 1938 mit seiner Familie wohnte. Dort verfasste er seine Hauptwerke in dem Haus, das heute der Sitz des Internationalen Rates der Christen und Juden (International Council of

Christians and Jews, ICCJ) ist. Buber übersetzte in Heppenheim mit Franz Rosenzweig (1866 bis 1929) die Bibel und veröffentlichte 1923, also vor 100 Jahren, die Schrift „Ich und Du“. Sehenswert sind in Heppenheim die Alte Synagoge und das ehemalige Kaufhaus der jüdischen Familie Mainzer, das heute von der Stadtverwaltung genutzt wird (siehe dazu auch: Jüdisch Reisen, Zu Besuch bei Martin Buber in Heppenheim in: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 5. September 2018). In Bensheim-Auerbach, Zwingenberg und Pfungstadt haben weitere Synagogen aus unterschiedlichen Gründen die Pogrome von 1938 überstanden.

UNESCO-Welterbe

MAINZ. Gemeinsam mit Bundespräsident Steinmeier überreichte die UNESCO-Generaldirektorin Audrey Azoulay am 1. Februar 2023 in der Neuen Synagoge in Mainz die begehrte Welterbe-Urkunde für die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz.

Die Rheinland-Pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer dankte für die besondere Würdigung des jüdischen Erbes. „Für uns als Landesregierung ist es ein zentrales Anliegen, das Bewusstsein für die deutsch-jüdische Geschichte wachzuhalten. Wir sind glücklich und dankbar, dass wir nach der Shoa in Rheinland-Pfalz wieder ein lebendiges jüdisches Leben haben. Das zu schützen und zu bewahren, ist unsere Aufgabe.“

Die Anerkennung der SchUM-Stätten als UNESCO-Weltkulturerbe sei eine ganz besondere Würdigung des reichen jüdischen Erbes, das seit mehr als 1000 Jahren zu unserer Kultur und zu unserem Land gehörte. Es zeige die tiefe Verwurzelung des jüdischen Lebens in unserem Land, sagte die Ministerpräsidentin.

Sie dankte auch Bundespräsident Steinmeier, der an der Feierstunde teilnahm und in seiner Rede die SchUM-Stätten als „großartige Zeugnisse jüdischen Lebens in Deutschland“ würdigte. Die Generaldirektorin der UNESCO, Audrey Azoulay, war extra aus Paris angereist, um die Urkunde persönlich zu überreichen. „Ihre Anwesenheit unterstreicht, welche herausragende Bedeutung die SchUM-Stätten als erste deutsche Welterbestätte zum jüdischen Erbe haben“, so Malu Dreyer. Der Welterbestatus sei ein großer Gemeinschaftserfolg; Rheinland-Pfalz sei stolz darauf, mit den SchUM-Stätten etwas Einzigartiges vorweisen zu können. „Die Monumente und Friedhöfe sind herausragende Zeugnisse der Geschichte von Juden nördlich der Alpen. Die drei eng miteinander verbundenen jüdischen Gemeinden beeinflussten im Mittelalter maßgeblich die Kultur, die liturgische Dichtung und das religiöse Recht des aschkenasischen Judentums“, erläuterte die Ministerpräsidentin.

Ihr Dank galt auch der UNESCO für das Vertrauen, das sie Rheinland-Pfalz mit der Anerkennung der SchUM-Stätten einmal mehr entgegengebracht habe. „Ich verspreche, dass wir uns gemeinsam gut um dieses Welterbe kümmern und das Potenzial nutzen, das uns diese besonderen Stätten eröffnen“, sagte Malu Dreyer. „Als Vorsitzende des SchUM-Städte e.V. freue ich mich sehr darüber, dass ich die UNESCO-Welterbe-Urkunde heute voller Stolz und stellvertretend für alle Beteiligten entgegennehmen durfte. Die Strahlkraft des Welterbestatus reicht weit über unsere jeweiligen Stadtgrenzen hinaus und ist ein starkes und wichtiges Bekenntnis zum einzigartigen jüdischen Erbe unserer Städte“, unterstrich Stefanie Seiler, Oberbürgermeisterin der Stadt Speyer. *bere.*



Übergabe der Welterbe-Urkunde für die SchUM-Stätten mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, UNESCO-Generaldirektorin Audrey Azoulay (rechts) und Ministerpräsidentin Malu Dreyer (links).
© Staatskanzlei RLP / S. Dinges

Raschi in Worms

Von Yizhak Ahren

Wer nach Worms kommt und sich für jüdische Geschichte interessiert, der sollte unbedingt auch das Raschi-Haus in der Hinteren Judengasse 6 aufsuchen. Das nach Rabbi Schlomo Ben Yizhak (1040 bis 1105) genannte Haus befindet sich an jener Stelle, an der vor tausend Jahren das berühmte Lehrhaus (Jeschiwa) von Worms gestanden haben soll, und zwar in unmittelbarer Nähe zur mittelalterlichen Synagoge. Heute beherbergt das 1982 neugebaute Raschi-Haus im Keller und Erdgeschoss das Jüdische Museum Worms und in den Obergeschossen das Stadtarchiv sowie die untere Denkmalschutzbehörde.

Die Benennung des Raschi-Hauses nach Rabbi Schlomo Ben Yizhak, dessen Kommentare zur Heiligen Schrift und zum Talmud bis zum heutigen Tag in der ganzen jüdischen Welt eifrig studiert werden, soll an die Tatsache erinnern, dass dieser hervorragende Tora-Lehrer einige Jahre in Worms gelebt hat. Die volkstümliche Legende hat die Dauer von Raschis Aufenthalt in Worms vergrößert – aber kritische Historiker haben darauf hingewiesen, dass manche Erzählungen über Raschi (und auch über seine Töchter) aus irgendeinem Grund frei erfunden worden sind.

So stimmt es z.B. sicher nicht, dass Raschi in Worms geboren wurde, und die wundersame Errettung der mit ihm schwangeren Mutter – eine Mauer wich zurück und verhinderte ein Unglück – hat jedenfalls nicht in der Nibelungenstadt stattgefunden. Geboren wurde Raschi in der Champagne, genauer gesagt, in der nordfranzösischen Stadt Troyes. In Troyes ist Raschi aufgewachsen, und dort hat er die meiste Zeit seines Lebens verbracht. Jedoch ist Raschi im Alter von 18 Jahren – da war er bereits verheiratet – für etwas mehr als ein Jahrzehnt nach Deutschland gegangen.

Die Frage drängt sich natürlich auf: Was hat den gelehrten jungen Mann bewegt, seine Heimat zu verlassen? Ohne Zweifel hat Raschi folgende Mischna gekannt: „Rabbi Nehorai sagt: Wandre aus nach einem Ort der Tora-Wissenschaft und sage nicht, sie werde dir nachkommen, denn deine Genossen erhalten sie in deiner Hand, und auf deine Einsicht stütze dich nicht“ (Sprüche der Väter 4,18). Raschi folgte der Anweisung von Rabbi Nehorai. Er wollte seine Tora-Kenntnisse im Rheinland, wo damals bedeutende Tora-Lehrer wirkten, vertiefen.

Zunächst lebte Raschi in Mainz, wo Rabbi Jakob Ben Jakar (990 bis 1064), ein Schüler Rabbi Gerschoms, eine angesehene

Jeschiwa leitete. Fest steht, dass eine enge Beziehung zwischen dem Meister und seinem zugewanderten Schüler entstand. Raschi begleitete den Lehrer auf Reisen von Mainz zu anderen jüdischen Gemeinden. Auch als Rabbi Yizhak Ben Rabbi Jehuda die Leitung der Jeschiwa zu Mainz übernahm, blieb Raschi noch eine Weile in dieser Akademie. Zurück in seinem Geburtsort hat er später mehrere Auslegungen seiner Mainzer Talmud-Lehrer in seinen Kommentaren zitiert.

Aber noch zu Lebzeiten von Rabbi Yizhak Ben Rabbi Jehuda, der 1070 starb, zog Raschi nach Worms um, wo zu jenem Zeitpunkt Rabbi Yizhak HaLevi Ben Rabbi Elasar die Jeschiwa leitete. Von diesem Gelehrten lernte Raschi nicht nur zahlreiche Interpretationen schwieriger Stellen, die er später in seinem Talmud-Kommentar im Namen des Lehrers überliefert hat, sondern ebenfalls die hohe Kunst der Gemeindeführung.

Man kann sagen, dass Raschis Persönlichkeit und religiöse Ausrichtung in seinen Lehrjahren in den Jeschiwot von Mainz und Worms geprägt worden sind. Im Rheinland erwarb Rabbi Schlomo Ben Yizhak die Grundlagen, die es ihm in der Folgezeit ermöglicht haben, sein außergewöhnlich einflussreiches Werk zu entfalten. Mit Recht hat aber Kay Joe Petzold in seinem Buch „Masora und Exegese“ (2019) bemerkt, dass Raschi in Deutschland keine Karriere gemacht hat.

Nach der Studienzeit in Worms kehrte Raschi nach Troyes zurück, wo er schon bald eine neue Jeschiwa gründete, die viele Schüler anzog. Die in Troyes verfassten Kommentare sowohl zur schriftlichen als auch zur mündlichen Tora

sichern Raschis Ruhm. Es ist erwähnenswert, dass das erste hebräische Werk, das nach der Erfindung des Buchdrucks veröffentlicht wurde, Raschis Erklärungen zur Tora enthielten (Rom 1470). Und noch im 15. Jahrhundert erschienen mehrere unterschiedliche Ausgaben dieses Tora-Kommentars. Jahrhunderte später hat man Raschis Erklärungen zu den Versen der Tora auch ins Deutsche übersetzt.

Raschi war aber nicht nur ein vorbildlicher und stellenweise auch origineller Kommentator. Er wirkte auch als Dezisor, der zahlreiche an ihn gerichtete religionsgesetzliche Fragen beantwortet hat. Erwähnenswert ist, dass der Judaist Hans-Georg von Mutius 1986 viele Rechtsentscheide Raschis aus Troyes ins Deutsche übersetzt hat, und zwar als Quellen über die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen.

Wie die Handschrift von Raschi aussah, ist nicht bekannt. Zwar befinden sich in verschiedenen Bibliotheken nicht wenige Abschriften seiner Kommentare, aber ein Autograph ist bis heute nicht gefunden worden. Die sogenannte „Raschi-Schrift“ hat Rabbi Schlomo Ben Yizhak nicht gekannt; es handelt sich um eine halbkursive Type, die Drucker bis heute benutzen, um Raschis Bemerkungen vom Bibel-, beziehungsweise vom Talmudtext abzuheben.

Erstaunlich viele Bücher und Aufsätze sind in Laufe der Zeit über Raschis Kommentare veröffentlicht worden. Auch in unseren Tagen blüht die Raschi-Forschung. An dieser Stelle sei nur auf ein wichtiges Projekt hingewiesen, das noch nicht abgeschlossen worden ist. Mein Vetter Aaron Ahrend vergleicht Manuskripte des Talmud-Kommentars von Raschi mit dem Text, der in den Standardausgaben des Talmuds steht – die festgestellten Abweichungen sind oft sehr lehrreich.

Warum ist Raschis Werk von enormer Bedeutung? Ohne Raschis viel gepriesenes Werk können wir uns das Studium in den heutigen Jeschiwot überhaupt nicht vorstellen. Die Tora-Kenntnisse, die der Student aus Troyes in Mainz und in Worms erwarb, hat er dann in Frankreich zu einem wegweisenden Kommentar ausgebaut. Tagtäglich werden seine Erläuterungen in den Talmud-Akademien sorgfältig studiert. Man kann sagen, dass Raschis Bemerkungen öfter zitiert und diskutiert werden als die eines anderen Gelehrten. Raschis umfangreiches Werk hat dem jüdisch-religiösen Leben, das wir kennen und praktizieren, eine bestimmte Richtung gegeben.



Auf dem jüdischen Friedhof.

Foto: Kati Nowicki/Stadt Worms

Rede von Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier

Übergabe der UNESCO-Welterbe-Urkunde für die SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz am 1. Februar 2023

Jetzt ist es beglaubigt und beurkundet: die SchUM-Stätten in Speyer, Worms und Mainz gehören zum Welterbe der Menschheit. Das ist eine bedeutende, eine wirklich historische Auszeichnung. Ein großer Moment für die jüdischen Gemeinden hier am Oberrhein, für Jüdinnen und Juden in Deutschland und Israel, in Europa und weltweit. Ein bewegender Moment für die drei Städte, das Land Rheinland-Pfalz und die gesamte Bundesrepublik.

Vor dem 27. Juli 2021 gab es in unserem Land 49 Welterbestätten, vom römischen Trier bis zu den alten Hansestädten Stralsund und Wismar, vom Aachener Dom bis zur Wartburg bei Eisenach. Die Liste spiegelte die Vielfalt von Kultur und Natur, aber sie wies eine große Leerstelle auf: Jüdische Kulturdenkmäler kamen nicht vor. Seit dem 27. Juli 2021 ist das anders. An diesem Tag hat die UNESCO die mittelalterlichen jüdischen Bauwerke und Friedhöfe in Speyer, Worms und Mainz zu unschätzbaren und unersetzlichen Gütern von universellem Wert erklärt – und damit zum ersten Mal jüdische Kulturdenkmäler in Deutschland als Welterbe anerkannt.

Liebe Frau Azoulay, ich weiß, es lag Ihnen persönlich sehr am Herzen, diese besondere Welterbe-Urkunde persönlich zu überbringen. Vor anderthalb Jahren war das leider nicht möglich, die Pandemie ließ es damals nicht zu. Umso mehr freue ich mich, dass Sie jetzt aus Paris angereist sind, um die Auszeichnung gemeinsam mit uns zu feiern, hier in dieser so symbolkräftigen Neuen Synagoge in Mainz. Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Und ich danke Ihnen für die Aufnahme der SchUM-Stätten in das Weltkulturerbe.

Meinen herzlichen Dank, im Namen der Bundesrepublik Deutschland und im Namen von uns allen hier im Saal!

Die Auszeichnung der SchUM-Stätten war 2021 der Glanzpunkt eines wunderbaren Festjahres, in dem wir 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert haben. Hunderttausende Menschen konnten damals an unzähligen Orten erfahren, wie Jüdinnen und Juden deutsche Geschichte mitgeschrieben und mitgeprägt haben, wie sie die Kultur unseres Landes haben leuchten lassen, wie jüdisches Leben unsere Gesellschaft heute wieder bereichert, und das in all seiner Vielfalt.

Zugleich ist uns in jenem Jubiläumsjahr aber noch einmal bewusst geworden, wie bedroht jüdisches Leben in unserem Land immer war, wie wenig selbstverständlich es heute immer noch ist. Jüdinnen und Juden wurden in Deutschland jahrhundertlang als Fremde, als Andere gesehen. Sie wurden immer wieder gedemütigt, ausgegrenzt, ihrer Rechte beraubt, verfolgt, ermordet – noch ehe die Nationalsozialisten und ihre willigen Vollstrecker das jüdische Leben in Deutschland und Europa fast völlig ausgelöscht haben.

Wie nah Licht und Schatten beieinanderlagen, daran erinnert das Ensemble der SchUM-Stätten wie kaum ein anderer Ort. Die Monumente und Grabsteine in Speyer, Worms und Mainz erzählen in einzigartiger Dichte von der tiefen Verwurzelung der Jüdinnen und Juden in unserem Land, vom Aufblühen ihrer Kultur, von Selbstbehauptung und Emanzipation, von Zeiten des friedlichen Zusammenlebens mit der christlichen Mehrheit. Aber eben nicht nur das. Sie erzählen auch von Antisemitismus und Judenhass,

von Zerstörung und Verfolgung, bis hin zum Zivilisationsbruch der Shoa. Und sie erzählen vom großen Mut zum Neubeginn, den Jüdinnen und Juden in Deutschland immer wieder aufbrachten, allen Rückschlägen und Enttäuschungen, allem Schmerz und allem Leid zum Trotz.

Wie viel es hier in Ihren Städten zu entdecken und wiederzuentdecken gibt, davon habe ich heute Vormittag einen ersten Eindruck bekommen. Ich habe in Worms einen Spaziergang auf dem Heiligen Sand gemacht, dem ältesten erhaltenen jüdischen Friedhof Europas, und einen Stein auf das Grab von Rabbi Meir von Rothenburg gelegt. Ich habe, wie einst Martin Buber, über die Grabsteine hinweg auf den Dom geblickt und mir staunend bewusst gemacht, dass Worms im Mittelalter beides zugleich war: Bischofsstadt und das „Jerusalem am Rhein“.

Ich konnte auch die Wormser Synagoge besuchen, die seit dem Mittelalter so oft beschädigt und wiederhergestellt worden ist. Und im Keller des Raschi-Hauses habe ich die jahrhundertalte Westwand des einstigen Gemeindehauses bewundern dürfen. Was für großartige Zeugnisse jüdischen Lebens in Deutschland! Ich bin unendlich dankbar, dass so vieles die Jahrhunderte überdauert hat.

Die Bauwerke, Mauerreste und Grabsteine der SchUM-Stätten erzählen die faszinierende Geschichte dreier jüdischer Gemeinden, die sich im zwölften Jahrhundert zu einem Verbund zusammenschlossen, eine gemeinsame Rechtsordnung schufen, einen neuen Baustil entwarfen – und zum Zentrum des Judentums in Europa wurden.

Sie erzählen von großen Rabbinern und Gelehrten wie Schlomo ben Jizchak und Gerschom ben Jehuda, der „Leuchte des Exils“, die alle damals in Speyer, Worms und Mainz lebten und wirkten und weit über diese Region hinaus verehrt wurden. Nach ihren Bräuchen und Lebensregeln, den Regeln, die hier entworfen wurden, richteten sich jüdische Gemeinden in ganz Mittel- und Osteuropa; ihre liturgischen Texte, religiösen Dichtungen, Tora- und Talmud-Auslegungen leben bis heute im jüdischen Gedächtnis fort.

Die SchUM-Stätten erzählen von gebildeten Frauen, die hier schon im Mittelalter hoch geachtete Gemeindeglieder waren, einen eigenen Raum zum Beten hatten, als Kopistinnen, Kauffrauen, sogar als Kantorinnen arbeiteten.

Sie erzählen vom engen Zusammenleben der jüdischen und christlichen Bewohner in den drei Cathedralstädten, von viel-



Hintere Judengasse und die Synagoge.

Foto: Kati Nowicki/Stadt Worms

fältigen Alltagskontakten und Geschäftsbeziehungen, von Austausch und von Annäherung.

Die SchUM-Stätten zeugen aber auch von den dunklen Seiten dieser Geschichte. Jüdinnen und Juden wurden in Speyer, Mainz und Worms immer wieder verfolgt, ihre Wohnviertel verwüstet, ihre Gemeinden zerstört. Die Pest-Pogrome Mitte des 14. Jahrhunderts beendeten die hohe Zeit der SchUM-Kultur. Und dieser Ort hier, an dem einst die alte Mainzer Synagoge stand, erinnert uns an die Novemberpogrome des Jahres 1938, als die Synagogen in allen drei Städten in Brand gesteckt wurden. Viele jüdische Bürgerinnen und Bürger aus Speyer, Worms und Mainz wanderten während des Nationalsozialismus aus; von denen, die in ihrer Heimat blieben, wurden fast alle verschleppt und ermordet.

Dass nach dem Menschheitsverbrechen der Shoa jemals wieder Jüdinnen und Juden in Deutschland leben würden, das war in der Nachkriegszeit nicht nur für den großen Leo Baeck unvorstellbar. Aber es kam anders, die „Epoche der Juden in Deutschland“ war nicht „ein für alle Mal vorbei“, jüdisches Leben kehrte zurück. Was ist das für ein wunderbares Geschenk für unser Land!

Wie schwer, wie wenig selbstverständlich die Rückkehr der Überlebenden war, auch daran erinnert uns die Geschichte von SchUM. Es waren nur wenige Jüdinnen und Juden, die nach der Befreiung aus Lagern, Ghettos und Verstecken in ihre Heimatstädte am Oberrhein zurückkamen – und hier oft ein Leben auf gepackten Koffern führten, weil das Gefühl der Unsicherheit sie nicht mehr losließ. Vorhin in Worms habe ich gehört, dass die Synagoge dort wiederaufgebaut und 1961 auch eingeweiht wurde, bevor überhaupt genügend Jüdinnen und Juden da waren, um die Gemeinde wiederzugründen.

Es dauerte viele Jahrzehnte, bis die jüdischen Gemeinden in den SchUM-Städten wieder neu auflebten, auch dank der Jüdinnen und Juden, die seit 1990 aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen. Heute wird in Speyer, Worms und Mainz ebenso wie an vielen Orten unseres Landes wieder jüdischer Alltag gelebt, in Kitas und Schulen, in Synagogen, Gemeindesälen, Rabbinerseminaren. Jüdisches Leben in Deutschland ist so vielfältig, lebendig, schöpferisch und kraftvoll wie lange nicht. Dafür sind wir alle zutiefst dankbar, und mich erfüllt es mit großer Freude!

Aber wir wissen auch: Jüdisches Leben in Deutschland ist immer noch bedroht, oder ich sollte sagen, inzwischen wieder stärker bedroht. Antisemitismus zeigt sich heute wieder viel offener, auf Straßen und Plätzen, auf Schulhöfen, auf so ge-

nannten Spaziergängen und ganz besonders im Netz. Jüdinnen und Juden werden diffamiert, beleidigt, bedroht, sogar angegriffen.

Das ist unendlich schmerzhaft, es ist unerträglich, es ist nicht hinnehmbar. Judenfeindlichkeit darf keinen Platz haben in unserem Land – egal, wo sie auftritt, wie sie sich äußert und von wem sie ausgeht. Unser Rechtsstaat muss antisemitische Straftaten mit aller Härte ahnden. Wir alle, Bürgerinnen und Bürger, müssen uns jeder Form von Antisemitismus entschieden entgegenstellen. Und wir alle in Staat, Politik und Gesellschaft müssen gemeinsam dafür sorgen, dass Jüdinnen und Juden sich in Deutschland vollkommen zu Hause fühlen können. Unsere Verantwortung kennt keinen Schlusstrich. Das ist die Lehre aus unserer Geschichte, wie sie uns hier gerade in den SchUM-Städten so eindringlich vor Augen steht.

Ich bin überzeugt: Um jüdisches Leben in Gegenwart und Zukunft zu schützen, müssen wir die Erinnerung an seine Geschichte wachhalten. Und wir müssen dabei Brüche und Widersprüche, helle und dunkle Seiten in den Blick nehmen. Im Erinnern an die Shoa dürfen wir niemals nachlassen. Wir brauchen lebendige Orte des Gedenkens, um vor allem jungen Menschen verständlich zu machen, was damals geschah und wie es geschehen konnte. Und wir brauchen zugleich Orte der Bildung und Aufklärung, an denen wir die Geschichte jüdischen Lebens erlebbar machen. Orte, an denen Wissen und Wertschätzung, Toleranz und Respekt wachsen können.

Die SchUM-Stätten sind solche Orte. Auch deshalb ist es ein großes Glück, dass es sie gibt. Und auch deshalb ist es so wichtig, dass sie nun Welterbe sind. Die Auszeichnung wirft ein helles Licht auf die jüdischen Monumente und Grabsteine, sie macht sie weit über Speyer, Worms und Mainz hinaus sichtbar. Ich wünsche

mir, dass die SchUM-Stätten einen festen Platz auf der Landkarte unserer Erinnerung erhalten. Und ich wünsche mir, dass sie noch mehr Menschen anziehen – Menschen aus aller Welt, aus allen Religionsgemeinschaften, Gläubige und Nichtgläubige. SchUM als Begegnungsstätte, als lebendiges Symbol für ein friedliches Miteinander, ich glaube, das hätte auch den alten Rabbis gefallen.

Welterbe verpflichtet, und jüdisches Welterbe verpflichtet uns in Deutschland erst recht. Das gilt für Bund und Land, für die drei Städte und für die Gesellschaft als Ganzes. Mein besonderer Dank gilt heute den Menschen, die sich hier in der Region und in Rheinland-Pfalz seit vielen Jahren unermüdlich für die SchUM-Stätten einsetzen: all den Frauen und Männern, die Mauern und Steine pflegen und vor dem Verfall bewahren; die uralte Quellen immer wieder aufs Neue befragen, um mehr über die mittelalterlichen Gemeinden zu erfahren; die Wissen anschaulich vermitteln und junge Menschen für die Geschichte jüdischen Lebens begeistern; die im Land und in den drei Städten, in den jüdischen Gemeinden und an den Universitäten mitgeholfen haben, die SchUM-Gemeinden auf die Welterbeliste zu setzen. Diese Urkunde, die wir beide gleich weiterreichen dürfen an die Ministerpräsidentin, ist auch Ihr aller Verdienst, meine Damen und Herren. Ihnen allen meinen herzlichen Dank.

Die SchUM-Stätten sind ein Wahrzeichen jüdischen Lebens in Deutschland. Uralte Mauern, windschiefe Grabsteine, verwitterte Inschriften, Patina aus Moosen und Flechten, all das macht uns bewusst: Das Judentum ist in Deutschland tief verwurzelt, es hat hier einen angestammten Platz. Und nicht zuletzt dieser Ort, die Neue Synagoge in Mainz, führt uns eindrucksvoll vor Augen, wie jüdisches Leben heute wieder wächst, gedeiht und in Blüte steht. Schützen und bewahren wir es!



Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier auf dem „Heiligen Sand“. Foto: Ben Pakalski

Raschi und die Synagoge in Worms

Von Miriam Magall

Geboren wurde Salomo ben Isaak oder Rabbi Schlomo Ben Yizhak, wie sein hebräischer Name lautet, im Jahr 1040 in Troyes/Frankreich, und dort ist *Raschi*, das ist sein weithin bekanntes Akronym, 1105 gestorben. Er studierte in Worms und in Mainz.

Was war das für eine Synagoge, in der Raschi betete? Was war das für eine jüdische Gemeinde, deren Synagoge und Lehrhaus nicht nur Raschi, sondern auch zahlreiche andere namhafte jüdische Gelehrte anzog? Welchen Rang nahm die Stadt im mittelalterlichen *Aschkenas* ein? Darauf kann die Antwort nur lauten: Einen hohen, denn zusammen mit den Städten Speyer und Mainz ist Worms unter der Bezeichnung SCHUM-Gemeinden ruhmreich in die jüdische Geschichte eingegangen.

Die Anfänge

Alle drei Städte gehören zu den frühen jüdischen Ansiedlungen in *Aschkenas*, damit sind Deutschland und Nordfrankreich gemeint, und sie entwickelten sich im 11. und 12. Jahrhundert zu Zentren der jüdischen Gelehrsamkeit. Mit ihren eigenen Ordnungen, Riten und Gebräuchen trugen sie wesentlich zur Entstehung eines neuen jüdischen Traditionskreises, dem der *Aschkenasim*, d.h. den Bewohnern von *Aschkenas*, bei. Bereits im Mittelalter strahlte dieser neue Traditionskreis weit über die Grenzen des Rheinlands aus bis nach Ungarn und Polen, Litauen und Norditalien. Alle drei Gemeinden schufen im Laufe der Zeit ihre eigenen Einrichtungen, zu denen traditionell Synagoge, Ritualbad und Friedhof gehören.

Als Erstes wird eine Synagoge im Rheinland in Worms erwähnt: Bereits seit 1034 ist in dieser Stadt eine Synagoge belegt. An die Erbauer dieser ersten Synagoge erinnern noch heute mehrere Grabsteine auf dem Alten Jüdischen Friedhof von Worms. Auf die Herkunft dieser Einwanderer aus Italien oder Spanien verweisen die immer wieder auf den Grabsteinen anzutreffenden romanischen Namen wie Bella, Bona, Senior, Speranza u.ä.

Der Synagogenkomplex

Ist von Synagoge die Rede, denkt man zumeist an einen einzigen Bau wie bei einer Kirche. Aber so wie eine Kirche oft eine ganze Reihe von Anbauten und Nebengebäuden hat, umfasst auch der Synagogenkomplex in Worms mehrere Elemente. Das reich gegliederte Nordportal, das in die Männersynagoge führt, zeugt von der Leistungsfähigkeit der Wormser Dombauschule, denn Handwerker dieser Schule dürften für den Bau sowohl des Doms von Worms (1181 vollendet) als auch der Synagoge zuständig gewesen sein. Allerdings litt die Gemeinde während des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen während des ersten (1096) und des zweiten Kreuzzugs (1146), unter Geldmangel, denn die anscheinend großzügig geplante Dekoration der Portalarchivolte wurde niemals vollendet. Nur einer der Archivoltensteine im rechten Drittel hat den vorgesehenen Schmuck erhalten. Dagegen wurden die Kämpfer des Portals vollendet und sie weisen, wie die Kämpfer der beiden Kapitelle im Gebetsaal, das für die zeitgenössische Wormser Dombauschule typische Palmettenband auf.

Zwei Säulen teilen den Synagogenraum in der Mittelachse in zwei gleich lange Schiffe mit insgesamt sechs Kreuzgratgewölben. Akanthusblätter zieren die Kapitelle der Säulen, die auf wulstigen Plinthen ruhen und diese ihrerseits auf quadratischen, hohen dreiteiligen, sich nach oben verjüngenden Basen. Der Tora-Schrein steht in einer nach außen vorspringenden Nische. Drei Stufen führen zum Schrein, einer Ädikula, hinauf, deren geschmückter Architrav auf vierkantigen Pfeilern ruht – vermutlich eine Erinnerung an die beiden Säulen Boas und Jachin, die König Salomo vor seinem Tempel in Jerusalem aufstellen ließ.

Das Architrav trägt ein Giebfeld, das von einem in der Mitte gesprengten Dreieck und vier Kronen, – der „Krone des Priestertums“, der „Krone der Tora“ und der „Krone des Königtums“, überhöht von einer vierten, größeren Krone, der „Krone des guten Namens“ – bekrönt wird. Dass diese Ädikula eher barock wirkt, verdankt sie der Tatsache, dass der Wiederaufbau auf die Zeit um 1700 zurückgeht, als die 1699 aus Worms geflüchteten Juden wieder in die Stadt zurückkehren durften. Ein *Parochet*, ein Vorhang, auch er erinnert an Salomos Tempel, genauer, an den Vorhang, der das *Dwir*, das Allerheiligste, vom *Hejchal*, dem Heiligen, trennte, verdeckte und verdeckt auch heute wieder die Türen des Tora-Schreins.

Spätgotisches Maßwerk

Gemäß aschkenasischem Brauch stand die *Bima* in der Mitte des Gebetsaals zwischen den beiden Säulen. Auf einen kaiserlichen Erlass hin wurde die ganze Anlage 1616 umfassend restauriert; 1620 wurde auch die *Bima*, eine großzügige Stiftung von David Oppenheim, neu gebaut. Zu diesem Zeitpunkt erhielt sie wohl auch die Gestalt, wie sie uns dank eines Aquarells von Heinrich Hoffmann von 1840, also noch vor dem Umbau der Männersynagoge 1842 entstanden, überliefert wurde. Es zeigt sie als einen jeweils drei Meter hohen, langen und breiten Kubus, ähnlich wie man ihn für die Synagoge in Speyer rekonstruiert hat. Reiches spätgotisches Maßwerk über zwei Reihen von Balustern schmückten ihn auf allen vier Seiten. Für die Gesimse der *Bima* wurde ein Ornament aus Trauben und Weinlaub verwendet – genau wie für den Tora-Schrein aus derselben Zeit. In der heutigen, rekonstruierten Synagoge dient dagegen lediglich ein einfaches Pult mit einer Decke darauf zwischen den beiden Säulen auf einem



Synagoge in Worms.

Foto: Kati Nowicki/Stadt Worms

um eine Stufe erhöhten Podest als Bima. Während eines umfangreichen Umbaus der Synagoge in den Jahren 1841 und 1842 wurde die aufwändige Bima entfernt und eine Öffnung für die Tür zwischen Frauenschul und Männersynagoge in die Wand gebrochen. Ansonsten behielt die Synagoge ihre barocke Ausstattung. Die Sitzbänke für die Beter standen in der alten Synagoge in Reihen entlang den Längsseiten des Betraums, sodass der Blick frei zwischen den beiden Polen der Synagoge, Bima und Tora-Schrein, wandern konnte. In der rekonstruierten Synagoge sind sie dagegen im rechten Winkel dazu wie in einer Kirche zu beiden Seiten der zentralen Bima angeordnet und blicken auf den Tora-Schrein in der Ostwand. Die Synagoge von 1174/75, die die 1034 erbaute ersetzte, besaß allem Anschein nach rundbogige romanische Fenster. Die so genannte Frauenschul, der Gebetsaal für Frauen, die, wie eine Inschrift besagt, 1212/13 dazukam, wies Zeichen des Übergangs zu gotischen Formen auf: Die Fenster im Osten besaßen romanische Bögen, die im Westen gotische.

Frauenschul

Anstelle von der in sephardischen Gemeinden üblichen Frauempore schuf man im Mittelalter in Aschkenas getrennte Beträume für die Frauen, entweder als Anbauten an die Männersynagoge oder sogar darunter in einer Art Keller. Von Anfang an war die Frauenschul in Worms nicht als selbstständige Synagoge konzipiert, sondern lediglich als Anbau an die Männersynagoge; daher enthielt sie weder einen Tora-Schrein noch eine Bima. Es war ein von einer Mittelsäule getragener Raum mit vier Kreuzgratgewölben. Das ursprüngliche Würfelkapitell des Mittelpfeilers musste um 1620 einem toskanischen Rundpfeiler weichen. Ursprünglich war die Frauenschul nur durch fünf kleine Fenster mit der Männersynagoge verbunden. Dort stand eine Vorbeterin, die den Gottesdienst der Männer verfolgte und so den Frauen das Mitsprechen der Gebete ermöglichte. Diese Fenster wurden bei der Restaurierung 1841 und 1842 durch spitzbogige Öffnungen ersetzt, außerdem kam die Tür zwischen Frauenschul und Männersynagoge dazu; gleichzeitig wurden an ihrem Nordende eine neue Vorhalle und darüber ein Versammlungssaal angebaut. Aber schon davor, beim gotischen Wiederaufbau nach 1355 wurden spitzbogige Fenster und Okuli in beiden Gebäuden eingesetzt. Und diese hat man beim Wiederaufbau des Komplexes 1959 ebenfalls wieder hergestellt. 1186 konnte dank der großzügigen Spende eines Privatmannes namens Joseph an der südwestlichen Ecke der Männersyna-



Innenraum der Synagoge.

Foto: Kati Nowicki/Stadt Worms

goge eine unterirdische *Mikwe*, ein Ritualbad, eingerichtet werden. Von dem Vorraum mit seiner winzigen Umkleidenische führt eine halbkreisförmig geschwungene Treppe zum Badeschacht. Sein Grundwasserspiegel liegt etwa sieben Meter unter der heutigen Erdoberfläche. Die letzten Treppenstufen werden bereits von Wasser bedeckt, sodass der Vorschrift, für die Mikwe hauptsächlich *majim chajim*, d.h. lebendiges Wasser zu verwenden, Genüge getan wird. Die Würfelkapitelle der beiden Säulen, die einst den Eingang zur Treppe hinunter ins Bad flankierten, weisen auch die Mikwe als das Werk der Wormser Bauschule aus. Allem Anschein nach lehnt sich die Mikwe in Worms eng an das romanische Tauchbad in Speyer an. 1624 wurde dann dank einer weiteren großzügigen Spende, diesmal von David ben Josua Joseph Oppenheim, an der Westwand der Männersynagoge die so genannte *Raschi Jeschiwa* angebaut. Die-

ser einschiffige, mit einer Apsis abschließende zweiachsigte Bau ersetzte einen größeren Hörsaal, der sich bis 1615 im Erdgeschoss der Jeschiwa südlich hinter der Männersynagoge befunden hatte. In jenem Saal, nicht in der Raschi Jeschiwa, studierte Raschi. Dabei soll er auf dem heute so genannten Raschi-Stuhl später auch gelehrt haben, wie die Legende berichtet. Allerdings dürfte dieser Stuhl aufgrund seiner Ornamentik nicht älter sein als der ganze neue Anbau selbst.

Zerstörungen – Restaurierungen

Die Zeit, in der Raschi in Worms studierte, darf als eine relativ friedliche Periode für die Juden in Aschkenas gelten. Er hätte es sich wohl nicht vorstellen können, welches Leid noch zu seinen Lebzeiten über die jüdische Gemeinde in Worms hereinbrechen sollte. Kreuzfahrer stellten 1096 die Wormser Juden vor die Wahl, sich



Dom St. Peter

Foto: Bernward Bertram/Stadt Worms



Raschi-Stuhl

Foto: Stadtarchiv Worms

entweder zu bekehren oder zu sterben. Am 18. Mai 1096 wurden achthundert jüdische Männer, Frauen und Kinder ermordet oder in den Tod getrieben. Auch die erste Wormser Synagoge erlitt schwerste Beschädigungen. Der Zweite Kreuzzug (1146) ging ebenfalls nicht ohne Schaden an Leib und Leben an den Wormser Juden vorbei. Über fünfundzwanzig Jahre lang behalf man sich, nachdem das Leben in Worms für Juden wieder sicherer geworden war, mit notdürftig eingerichteten Beträumen. Erst im Jahr 1175 wurde der Neubau vollendet. Das Entstehungsdatum dieses Neubaus – im Jahr 4035 nach dem hebräischen Kalender – kann anhand des Zahlenwerts der Buchstaben einer hebräischen Inschrift (einem Zitat aus 1. Kön. 7,40–49) errechnet werden, die in das Kapitell einer Säule gemeißelt ist. Nicht sehr viel besser erging es den Juden in Worms im Pestjahr 1348/49. Aufgebrachte Menschenmengen stürmten das jüdische Viertel, nachdem die Verleumdung verbreitet worden war, die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Die Memor-

bücher verzeichnen die Namen von fast sechshundert ermordeten jüdischen Bewohnern in Worms. Die Häuser der Juden und die Synagoge wurden angezündet. Die Gewölbe von Männersynagoge und Frauenschul stürzten ein, ebenso wie große Teile der Umfassungsmauern. Erst 1355 kehrten die vertriebenen Juden wieder in die Stadt zurück. Wenig später begann der gotische Wiederaufbau.

Vertreibung

Anfang des 17. Jahrhunderts brach erneut ein Pogrom gegen die Wormser Juden aus. Handwerker griffen sie an und vertrieben sie am 21. April 1615 ein weiteres Mal aus der Stadt. Wieder wurden Männersynagoge und Frauenschul zerstört, verschwand die Einrichtung für immer. Ein Jahr später kehrten die Juden nach und nach in ihre Heimatstadt zurück. Aber die verarmte Gemeinde war nicht dazu in der Lage, den Synagogenkomplex wieder aufzubauen. Es ist einzig großzügigen Spenden zu verdanken, dass die Männersynagoge schon im August 1620

wieder ein Dach hatte, dem schloss sich die Erneuerung der Frauenschul an.

Zusammen mit der ganzen Stadt mussten die Juden und mit ihnen ihre Synagoge im Jahr 1689 eine weitere Zerstörung, diesmal durch die Franzosen, über sich ergehen lassen. Alle Dachstühle brannten ab, außer dem der Vorhalle, die Gewölbe der Frauenschul stürzten ein. Einquartierte Soldaten ließen wertvolle Stücke der Inneneinrichtung mitgehen, die Männersynagoge diente als Pferdestall. Erst zehn Jahre später, 1699, wurde den geflüchteten Juden die Rückkehr gestattet, durften sie sich an den Wiederaufbau ihrer Häuser und ihrer Synagoge machen. Um 1700 erhält die Frauenschul neue Gewölbe, der neue Tora-Schrein in der Männersynagoge übernimmt die Struktur seines Vorgängers, wirkt aber eher barock im Aussehen.

Die Gestalt dieser renovierten Synagoge blieb, nebst den oben beschriebenen Nebengebäuden, bis zum Jahr 1938 praktisch unverändert. Dann jedoch wurde der gesamte Komplex in der Reichspogromnacht 1938 niedergebrannt, ihre Reste 1942 gesprengt. Ein großer Teil der wertvollen Gerätschaften, Inschriften und Architekturteile, die die Zerstörungen überstanden, wurden dank des Muts und der Umsicht des damaligen Stadtarchivars aus dem Schutt geborgen. Schon 1949 konnte das Portal des Männerbaus errichtet werden. 1957 begann die Enttrümmung des Synagogenbezirks, 1958 die Wiederherstellung der sogenannten Raschi Jeschiwa.

Der Wiederaufbau des Synagogenkomplexes wurde von der Bundesregierung, dem Land Rheinland-Pfalz und der Stadt Worms gemeinsam finanziert. Die Grundsteinlegung erfolgte am 27. September 1959, die Neueinweihung am 3. Dezember 1961, am 1. Chanukka-Tag des jüdischen Jahres 5722. Die Synagoge von Worms ist demnach so, wie man sie heute sieht, eine treue Rekonstruktion der alten Synagoge. Für die Innenausstattung wurden zum Teil die alten barocken Elemente von der letzten Restaurierung von 1841/42, für die Frauenschul die spätromanische Säule mit dem Würfelkapitell von 1620 wiederverwendet. Ein Gedenklicht, am Gewände der westlichen Öffnung zwischen Männer- und Frauensynagoge angebracht, erinnert an die im Dritten Reich ermordeten jüdischen Bürger von Worms. Im rechten Gewände des östlichen Durchgangs ist ein Stein aus Israel eingemauert: Er soll an die Verbindung der Juden in der Diaspora mit dem Gelobten Land erinnern. Raschi wäre mit diesem Neubau wohl zufrieden gewesen.

Nachgedruckt aus JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN Nr. 97 von April 2005.



Rückansicht der Synagoge in Worms.

Foto: Bernward Bertram/Stadt Worms

Die jüdische Dachorganisation CRIF

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Er spaltet einmal mehr Frankreichs Linke: Jean-Luc Mélenchon, Vorsitzender der von ihm 2016 gegründeten linksradikalen, sich selbst als sozialökologisch verstehenden Partei LFI (LA FRANCE INSOUmise, Das widerspenstige Frankreich). Der hoch eloquente, von im französischen Algerien geborenen Eltern (den sog. Schwarzfüßen) abstammende Volkstribun, der mehrfach bei den Präsidentschaftswahlen kandidierte, bezeichnete Yonathan Arfi, den Vorsitzenden der jüdischen Dachorganisation CRIF, nach dessen Rede anlässlich einer Gedenkfeier zum 81. Jahrestag der Massenverhaftung des Vél d'Hiv, als rechtsextrem.

Arfi hatte, u.a. im Hinblick auf die Präsidentschaftswahlen 2027, die Gefahr beschworen, welche von den Rechtsextremen sowie dem Populismus der Linksextremen ausgehe, ferner den LFI beschuldigt, „den republikanischen Pakt auf dem Altar des Kommunitarismus zu opfern“. Damit spielte der CRIF-Vorsitzende vermutlich in erster Linie auf die ausgeprägte Islamfreundlichkeit der FRANCE INSOUmise an. Daraufhin kontert Mélenchon auf einem Twitter (X)-Post: „Der Präsident des CRIF benutzt die Feier zum Gedenken an die Opfer der Massenverhaftung von Juden durch die französische Polizei, um mich anzugreifen. Schändlich. Die extreme Rechte kennt keine Grenzen mehr.“

Nicht allein, was zu erwarten war, bei sämtlichen übrigen Parteien, also auch bei der sozialistischen PS, sondern in Teilen selbst innerhalb seiner eigenen Gruppierung löste die Äußerung einen Sturm der Empörung aus. Auch die links gerichtete Zeitung LIBERATION sieht sie als „kompletten Unsinn“. Mit dem Adjektiv „schändlich“ wird der Vorsitzende der sozialistischen Senatoren in der Tageszeitung LE PARISIEN zitiert. Arfi selbst reagierte gegenüber dem in Israel beheimateten Nachrichtensender i24News, dessen Programme auch auf Arabisch, Englisch und Französisch ausgestrahlt werden. Den CRIF zu beschuldigen, rechtsextrem zu sein, sei besonders „pervers und grotesk“, wobei er daran erinnerte, dass die Organisation im Widerstand gegründet worden und der Kampf gegen den Rechtsextremismus tief in ihrer DNA verankert sei.

Um die Polemik zu verstehen, muss man zu den Ursprüngen des CRIF zurückkehren und seine Geschichte aufrollen. 1943 inmitten der Kriegswirren erblickte er im

Untergrund das Licht der Welt. Als Vertretung der jüdischen Institutionen Frankreichs versteht er sich als Verband von 67 Vereinen in all ihrer Diversität und Pluralität mit unterschiedlichen religiösen, politischen und sozialen Ausrichtungen. Dessen ungeachtet gibt er auf seiner Webseite an, „sich in ein republikanisches Selbstverständnis der französischen Gesellschaft einzufügen und für eine erweiterte Sichtweise des Gemeinwohls einzustehen“.

Ferner steht dort, der CRIF setze sich gegen jegliche Form von Antisemitismus, Rassismus und Intoleranz, Ausgrenzung, Diskriminierung, Völkermord sowie Menschenrechtsverletzungen ein.

Zu Beginn vermeidet es der Verband jedoch, sich politisch zu positionieren, so beispielsweise im Algerienkrieg, zu welchem er sich nicht äußerte, obgleich zu jener Zeit ca. 100 000 Juden in dem Land lebten. Von dieser Neutralität verabschiedete sich der CRIF indes im Laufe der Zeit, auch wenn am Anfang u.a. in der Palästinenserfrage unterschiedliche Ansätze vertreten waren. So wird etwa 1977 eine neue Charta verabschiedet, welche



Der CRIF-Präsident Yonathan Arfi.

Foto: Clémence Demesme

„die Zugehörigkeit der französischen Juden zum jüdischen Volk in Israel und in der Diaspora“ festschreibt. Der CRIF steht an Israels Seite, auch wenn er eine friedliche Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts anstrebt.

Dann, 1982, veränderte der damalige Vorsitzende Théo Klein die Herangehensweise. Er beruft eine Pressekonferenz ein, in der er allein spricht und für sich als Präsidenten das Recht einfordert, einen unabhängigen, ja kritischen Blick auf Israel zu richten. Er pflegte gute Beziehungen zu den Sozialisten und steht François Mitterrand nahe. Auf Klein geht auch die 1985 eingeführte und bis heute beibehaltene Tradition des jährlichen CRIF-Dinners zurück, zu dem hohe Repräsentanten des politischen und öffentlichen Lebens geladen sind, der jeweilige Staatspräsident sowie die Vorsitzenden sämtlicher Parteien. Nur die Vertreter der Parteien rechtsaußen und linksaußen waren noch nie gern gesehene Gäste.

Eine Maßnahme, welche auch sein Nachfolger Francis Kalifat 2017 rechtfertigt. „Ich verurteile Jean-Luc Mélenchon und Marine Le Pen (Vorsitzende der rechtspopulistischen Partei RASSEMBLEMENT NATIONAL) gleichermaßen, denn beide vermitteln Hass.“ Nicht einmal Eric Zemmour, selbst Jude und Gründer von deren Konkurrenzpartei RECONQUETE (Rückeroberung) war 2022 eine Einladung vergönnt. Unbestritten bleibt, dass der CRIF mittlerweile zu einem Akteur des politischen Lebens in Frankreich geworden ist und gleichzeitig eine Organisation, an der sich intern und extern die Geister scheiden. Vor allem seit den 2000er Jahren monieren seine Kritiker u.a. die inzwischen allzu große Nähe zur Sichtweise der israelischen Regierung.

Insbesondere unter dem damaligen CRIF-Vorsitzenden Roger Cukiermann, der sich rechts positionierte und den konservativen Präsidenten Nicolas Sarkozy unterstützte, wurden Juden verunglimpft, welche der Institution kritisch gegenüberstehen. Die letzte medienwirksame Auseinandersetzung zwischen dem CRIF und dem LFI-Vorsitzenden geht auf das Jahr 2018 zurück, als Kalifat erklärte, Marine Le Pen und Jean-Luc Mélenchon seien beim Schweigemarsch für Mireille Knoll, eine 80-jährige, in ihrer Pariser Wohnung erstochene Jüdin, nicht willkommen. Womöglich wurde hier bereits der Grundstein zur aktuellen Polemik gelegt.

Koscherer Wein

Die achtzig letzten Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren entscheidend für den israelischen Wein. Insbesondere die Weinberge auf den Golanhöhen haben gezeigt, dass es durchaus möglich ist, abseits süßer oder einfacher Tischweine, israelische Qualitätstropfen zu produzieren, die mit jedem anderen Wein auf der Welt mithalten können.

Weniger bekannt ist eine andere kleine Weinrevolution, die etwa zur selben Zeit in Europa, und zwar in Frankreich, stattfand, die des koscheren Weins. Ein junger vielversprechender Winzer namens Pierre Miodownik begann seine private Weintour nach einem Auftrag der Familie de Rothschild, in deren Keller koscheren Qualitätswein herzustellen. „Es herrschte eine innovative Aufbruchstimmung“, erklärt Miodownik der Nachrichtenwebseite INFO-ISRAEL-NEWS. „Es war nicht wie heute, wo hochwertige französische Weine der Anbauggebiete Grand Cru Classe (das höchste Prädikat der Bordeaux-Weine, das nur 61 Domänen seit 1855 erhalten haben), bei jedem Händler erhältlich sind.“

Und weiter sagt er: „Bis zu dieser Zeit mussten sich die in Europa lebenden Juden mit einfachen Weinen begnügen. Ich konnte einige Erfahrung als Winzer und Agronom vorweisen, und 1982 wurde ich zum vielversprechendsten Winzer Frankreichs gekürt. Dann kam die Zeit, in der die Weine aus dem Rothschild-Keller bekannt wurden und die Nachfrage nach ihnen stieg, so dass man mir riet, die Firma Royal Wine Europe zu gründen, in der ich für die Familie Herzog koscheren Wein herzustellen begann. Zunächst tat ich es in immer bekannteren Weinbergen Frankreichs, wie Louville de Poipre, Château Lescombe, Château Clark, später in anderen Ländern des Kontinents, u.a. in Spanien und Portugal.“

Jedoch haben seine Reisen bei Miodownik ebenfalls eine Reise in sein Inneres ausgelöst, nämlich zu seinen jüdischen Wurzeln. Er sucht nach einer jüdischen Gemeinde und zieht nach Antwerpen, wo er 2006 zur Firma Netofa Winery Galilée stößt. Drei Jahre später macht er Alija und lanciert den ersten Jahrgangsw Wein des Weinkellers. „Wir waren die Ersten in

Israel, welche erklärt haben, dass wir Sorten wie Cabernet Sauvignon und Merlot nicht mehr importieren, da sich unserer Meinung nach Rebsorten wie Syrah, Grenach oder Mourvère besser für das Land eignen. Heutzutage nennt man sie bereits mediterrane Sorten, und immer mehr Weinbauer verarbeiten sie, aber damals hielt man uns für verrückt“, erklärt Miodownik.

Im 8. Jahrzehnt seines Lebens packt den Winzer die Nostalgie, und es zieht ihn zurück in das Frankreich seiner Kindheit, wo er nunmehr seinen Wein produziert. Der Entschluss birgt indes auch einen rein pragmatischen Grund: Die Schäden während der Jahrgangswinernte 2021 in Israel. Alternativ stellt der 80-Jährige nun neue, günstigere und sehr wettbewerbsfähige Weine unter dem Namen Masei her. „Es handelt sich um eine Serie, welche mein Leben erzählt, daher der Name“, erklärt der Senior. Angebaut wird sie im Languedoc, wo Miodownik aufgewachsen ist. Hier schließt sich der Kreis.

GPN

Jüdische Pfadfinder

„Geh, baue und werde!“, lautete das Motto, unter dem das 100. Jubiläum der jüdischen Pfadfinder in Frankreich stand. Für das aus diesem Anlass organisierte Festwochenende, an welchem über 8.000 Personen teilnahmen, hatte man einen denkwürdigen Ort gewählt. Im als UNESCO-Weltkulturerbe anerkannten Fort Médoc in Cussac-Fort-Médoc am Ufer der Gironde trafen sich Ende Juli dieses Jahres die Pfadfinder (EEIF) zu einer viertägigen Feier.

Die laut dem Historiker Antoine Prost größte jüdische Jugendbewegung Frankreichs zählt heute ca. 4.000, in etwa 40 Ortsvereine aufgeteilte aktive Mitglieder. Auch haben sich 3.000 Ehemalige, zu denen übrigens auch der aktuelle Präsident der Dachorganisation CRIF, Yonathan Arfi, sowie der frühere Oberrabbiner des Landes, Joseph Sitruk, einst gehörten, hinzugesellt. Ferner waren ebenso, im Zuge der stets betonten Offenheit, muslimische, katholische, evangelische und nicht konfessionelle Pfadfinder eingeladen.

Seit ihrer Gründung 1923 durch Robert Gamzon identifiziere sich die Bewegung mit drei Elementen: Pfadfinder, jüdisch, französisch, und zwar untereinander gleichwertig, wie Karen Allali, Generalkommissarin des EEIF, hervorhebt. Will-

kommen sind sowohl praktizierende als auch nicht praktizierende Juden, Sepharden und Ashkenasen, Orthodoxe, Masortis und Liberale.

Die Pluralität schließt allerdings eine minimale religiöse Praxis, eine Art kleinsten gemeinsamen Nenner ein, ähnlich dem Prinzip der Einheitsgemeinden in Deutschland. Nur die Lubawitscher und streng Orthodoxe gehen auf Distanz, da sie mit der Koedukation nicht einverstanden sind. Früh stellt sich die Frage der Integration von Mädchen. 1926 entstehen die Jüdischen Pfadfinderinnen innerhalb der Jungenorganisation. Dies mache aus dem EEIF, so der Historiker Alain Michel, die einzige koedukative Pfadfinderorganisation in Frankreich bis zum Ende der 1940er Jahre.

Wert legt die Bewegung neben dem Ziel, den Kindern und Jugendlichen Verantwortungsbewusstsein und Selbständigkeit zu vermitteln, auf Vertiefung der Kenntnisse über das Judentum, jedoch ebenso auf Weltoffenheit sowie die Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen in Frankreich. Verstehen sich die Pfadfinder grundsätzlich als apolitisch, so melden sie sich dennoch zu Wort, wenn es direkt oder indirekt um Antisemitismus geht.

So hat die Organisation bei den beiden letzten Stichwahlen 2017 und 2022 zur Staatspräsidentschaft ihre Mitglieder dazu aufgerufen, „für eine Weltanschauung zu stimmen, bei welcher die Republik bewahrt wird“, was implizit bedeutete, für Emmanuel Macron, der mit Marine Le Pen, Vorsitzende der Partei RASSEMBLEMENT NATIONAL, in Konkurrenz stand. Ferner gebe sich die EEIF durch ihre Beziehung zur Natur auch einen ökologischen Anstrich, so Karen Allali.

Was ihre Positionierung zu Israel betrifft, so bezeichnen sich die Pfadfinder zwar als Zionisten, indes ohne Bekehrungseifer an den Tag zu legen. „Wir animieren niemanden zur Alija, versuchen vielmehr, israelische Themen nicht in ihrer politischen, sondern in ihrer kulturellen, historischen und sozialen Dimension zu behandeln“, fährt sie fort. Für Alain Michel hat sich bei aller Kontinuität in hundert Jahren dennoch etwas verändert. In den letzten Jahrzehnten beobachte er angesichts der Attentate eine verstärkte Neigung des Vereins, sich abzukapseln. „Es ist, den Umständen geschuldet, schwieriger geworden, eine jüdische Pfadfinderbewegung in Frankreich zu sein“, schließt er.

GPN

Exhumierungen in Pantin

Eine millionenfach angeklickte Videoaufnahme sorgte vor einigen Monaten für Wirbel und Empörung. Sie beschuldigt Friedhofsangestellte der an Paris angrenzenden Stadtgemeinde Pantin im Département Seine-Saint-Denis „wilder“ Exhumierungen mit dem Bagger und Schmuckraub an den sterblichen Überresten dort begrabener Juden. Veröffentlicht wurde das Video von einem Regionalrat der Region Ile-de France, Pierre Liscia, einem scharfen Gegner der Pariser Oberbürgermeisterin Anne Hidalgo. Liscia schaltete die Staatsanwaltschaft ein. Dabei stützt er sich auf die Zeugenaussage des Friedhofaufsehers und ehemaligen Totengräbers Didier Declève, der laut der Tageszeitung LE PARISIEN seit Juni 2022 vom Dienst suspendiert ist.

Laut Declève hätten einige seiner früheren Kollegen die Würde der Verstorbenen zusätzlich verletzt, indem sie deren Schmuck und Gold an sich gebracht und anschließend verkauft hätten. Auch seien, laut offizieller Version der Stadtverwaltung, „die Erdbewegungen der Grund dafür, dass menschliche Knochen an der Oberfläche gefunden werden“. Er, Declève, sei jedoch überzeugt, „dass die Baggerausgrabungen dafür verantwortlich seien“. In der Tat hatte 2018 ein Prozess gegen

vier Männer wegen derartiger Taten stattgefunden, während dessen diese erklärt hatten, „existierenden Praktiken gefolgt zu sein“. Declève versichert in diesem Zusammenhang, dass „diese Praktiken weiterhin bestehen, auch wenn die Stadtverwaltung sie als definitiv beendet erklärt“. Er behauptet, seine Vorgesetzten informiert zu haben, jedoch massivem Druck ausgesetzt worden zu sein. Paul Simondon, Hidalgos Stellvertreter, bezeichnet die Anschuldigungen als „beschämend, erlogen, sowie auf die schmutzigste Art auf Medienrummel ausgerichtet. Er selbst hat seinerseits ein entsprechendes Video gedreht, das in den sozialen Netzwerken der Stadt Paris abrufbar ist. Er versichert darin, dass die Exhumierungen ausschließlich von Hand und unter Aufsicht durchgeführt würden, im Übrigen in enger Zusammenarbeit mit dem Pariser Konsistorium. Im Kontext der 2018 entstandenen Videoaufnahme, welche Bagger zeigen, habe es sich nicht um Exhumierungen gehandelt. „Nein“, so schließt er, „es gibt keine Schätze in den Gräbern, es ist ein Skandal, dies zu vermuten“. Weiter prangert er im Zusammenhang des mutmaßlichen Schmuckraubs „antisemitische Klischees“ an, nach denen „Juden Gold und Geschmeide besäßen“. Die Stadt hat angekündigt, ge-

richtlich gegen die Anschuldigungen vorgehen zu wollen. Was allerdings die Aussage Didier Declèves nachträglich stützen könnte, ist die Tatsache, dass Totengräber der Stadt Saint-Etienne in Frankreichs Südosten kürzlich ihr Schweigen brachen und auch dort Baggerexhumierungen auf dem jüdischen Friedhof anprangern.

In der Regionalzeitung LE PROGRES veröffentlichten sie einen Artikel über diese Praktik, welche ihrer Meinung nach die Zahlenpolitik über die Würde der Verstorbenen stelle. Das Unbehagen, dem die Männer mit diesem besonderen Beruf, bei dem sie sich tagtäglich mit dem Tod konfrontiert sehen, in dem Beitrag Ausdruck verleihen, sitzt offensichtlich tief. Zwar befinden sich die Totengräber im Konflikt mit der Stadtverwaltung ob einer zunächst zugesagten, dann jedoch abgeschafften Prämie von 20 € pro Exhumierung. Indes beteuern sie, dies sei nicht der Grund für ihre Entscheidung, die Sache öffentlich zu machen. Denn neben der Praxis als solcher verurteilen die Totengräber das Fehlen jeglichen Protokolls und dass die Exhumierungen zumeist stattfänden, wenn eine Verwahrlosung festgestellt werde. Sie behaupten, in Saint-Etienne würden die Regeln nicht eingehalten.

GPN

Kampf um Stolpersteine

Die Handgriffe sitzen sicher und präzise. Der Stein wird in der Rue Herder unweit der Orangerie in Straßburg eingelassen. Ein kurzer Hammerschlag, um ihn fest reinzudrücken, dann abbürsten und Erde und Staub entfernen. Unter bedrückendem Schweigen verfolgen die um den Stein Versammelten die in einigen französischen Gemeinden nicht erlaubte Prozedur. Noch ein Drüberwischen, dann glänzt die Messingplatte und gibt den Blick frei auf einen Namen: Marc Blum.

Nicole, 97, ist heute von ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln umringt. Sie hat in diesem Haus gelebt und die glücklichen Tage dort nicht vergessen, bis ihr älterer Bruder Marc, damals ein 23-jähriger Chemiestudent, 1944 deportiert und ermordet wurde. Eine von Nicoles Nichten ergreift das Wort: „Der wirkliche Tod ist das Vergessen. Wir, wir haben nie vergessen. Von nun an können die Menschen der Rue Herder und alle Straßburger nicht mehr vergessen, dass Marc Blum hier gelebt hat.“

Es ist der deutsche Künstler Gunter Demnig, der den Stein höchst persönlich ver-

legt hat. Das Projekt der Gedenksteine, mit welchem an die Opfer des Nationalsozialismus an Orten, wo sie gelebt hatten, erinnert werden soll, hatte er in den 1990er Jahren ins Leben gerufen.

Insgesamt gibt es europaweit etwa hunderttausend solcher Steine, das größte dezentrale Memorial des Kontinents. Die Anzahl der Stolpersteine wächst zwar kontinuierlich in Frankreich, zuweilen ist diese Form des Gedenkens jedoch der Kritik ausgesetzt. Mehrere Städte wie Paris und Mulhouse widersetzen sich ihr aus unterschiedlichen Gründen.

Selbst im Elsass sahen sich die beiden Vereinigungen, welche das Projekt in Frankreich betreuen, „Stolpersteine 67“ und „Stolpersteine France“, mit gemischten Reaktionen konfrontiert.

Richard Aboaf, Mitglied von „Stolpersteine 67“, erinnert sich: „Zu Beginn haben sich zwei Gemeinderäte von rechts außen gegen eine Verlegung ausgesprochen, dann jedoch einen Rückzieher gemacht. Auch kommt es vor, dass ein Haus, vor dem ein Stolperstein platziert werden soll, Juden geraubt wurde und die heu-

tigen Bewohner sich nicht mit der Geschichte auseinandersetzen wollen.“ Im Normalfall ist die Zustimmung der Bewohner allerdings nicht erforderlich, im Gegensatz zu derjenigen der Gemeinde, da die Steine in den städtischen Boden eingelassen werden. So seufzt Christophe Woerlé von „Stolperstein France“ angesichts der vorgebrachten Argumente. „In La Baule an der Atlantikküste hat man mir entgegengehalten, solche Tafeln für Juden anzubringen sei verfassungswidrig und stelle einen Bruch des Laizitätsprinzips, also der weltanschaulichen Neutralität des Staates, dar, auf das Frankreich besonders stolz ist und gesteigerten Wert legt.“ Von einem anderen Rathaus hörte er, dass man nun zu etwas anderem übergehen müsse und man ohnehin schon genügend über die Shoa spreche.

Für den 54-jährigen Geschichtslehrer ist dies der Beweis, „dass man über die Steine noch stolpert“. Das markanteste Beispiel für eine ablehnende Haltung ist die Hauptstadt. Auf eine von Woerlé initiierte Petition, in welcher er darum bittet, diese Art des Gedenkens zu akzeptieren, erhält er per Mail folgende Antwort: „Die Stolper-

steine passen nicht zur Pariser Gedenkarbeit. Die Juden sind nicht aus Frankreich verschwunden, sie sind noch präsent. Die Stolpersteine vermitteln ein Bild, das Frankreich, wo 75% der Juden überlebt haben, nicht angemessen ist.“ Diesem mit Zahlen versehenen Argument setzt Nazijäger Serge Klarsfeld die 37.000 in Paris verhafteten und deportierten französischen und nichtfranzösischen Juden entgegen, welche etwa die Hälfte der Gesamtzahl der Verschleppten des Landes ausmachen. Demensprechend hoch müsste in seinen Augen die Anzahl der Stolpersteine sein.

Régis Schlagdenhauffen, Forscher an der Hochschule für Sozialwissenschaften EHESS, der seit Jahren zum Holocaustgedenken, speziell im Elsass, recherchiert, pflichtet Klarsfeld bei und echauffiert sich ob der von ihm als scheinheilig empfundenen Argumentation. „Tatsächlich gibt es zahlreiche Opfer in Frankreich, denn das Vichy-Regime hat nicht allein kollaboriert, sondern noch mehr getan

als die Nazis verlangten.“ Zuweilen kommt der Widerstand jedoch von jüdischer Seite, freilich vollkommen anders begründet – dass etwa die jüdische Gemeinde eines Ortes, dem die Opfer entstammen, Vorbehalte äußert.

Selbst im Elsass, wo die beiden Frankreichvertretungen beheimatet sind, gab es Anfangsschwierigkeiten. Beispielsweise, so erfährt man vom derzeitigen Straßburger Oberrabbiner Harold Abraham Weill, habe das Konsistorium des Département Bas Rhin 2017 eine Verlegung von Stolpersteinen als ungeeignet bewertet. Steine mit Namen von Deportierten auf dem Boden zu sehen und über sie zu laufen oder gar, ob absichtlich oder unabsichtlich, auf ihnen herumzutrapeln, könne als anstößig empfunden werden. Weill selbst, ein junger Rabbiner, hat das Projekt hingegen sofort interessiert. Er stellt es vom religiösen Standpunkt her als unbedenklich dar. „Aus rabbinischer Sicht ist das Verlegen auf dem Boden unproblematisch, da es sich hierbei nicht um eine Grabstätte bzw. einen Grabstein

handelt. Zudem besitzen viele Opfer kein Grab und die Steine entsprechen unserer Tradition nüchterner Sachlichkeit auf den Friedhöfen.“ Dennoch gibt er nicht vor, stellvertretend für sämtliche Gläubige zu sprechen, „denn es existiert kein perfektes Objekt, um das Gedenken auszudrücken“.

Wenn man der lokalen Webseite „rue89-strasbourg“ Glauben schenken darf, so tobt im Verborgenen eine Art Konkurrenzkampf des Gedenkens.

In diesem Zusammenhang stemme sich etwa die im Jahre 2000 ins Leben gerufene Klarsfeld-Stiftung, auf welche die Memoriale von Paris und Drancy zurückgehen, vehement gegen das Stolpersteine-Projekt. Ebenso lehnen es die Städte Nizza und Lyon ab. Christophe Woerlé jedoch bedauert: „Die Stolpersteine verstehen sich als Ergänzung zu den anderen, bereits existierenden Monumenten, nicht als deren Konkurrenz.“

GPN

Die Rabbanit

Eine „Start-up-Synagoge“ nennen Emile und Myriam Ackermann ihre Gemeinde. Sie sind das erste Rabbiner-Ehepaar in Frankreich, das sich als orthodox-modern versteht und Myriam die erste amtierende orthodoxe Rabbinerin. Beide wurden im Juni dieses Jahres in New York ordiniert.

Ihre Geschichte begann mit einer verrückten Wette, wie Emile der französischen Nachrichtenagentur AFP erzählt. „Myriam sagte zu mir: Wenn du Zeit hast, öffnest du die Tora, studierst den Talmud, vielleicht solltest du Rabbiner werden.“ Und er antwortet ihr, die ebenfalls ein starkes Verlangen nach den Texten der jüdischen Tradition zeigt: „Werde du doch einfach Rabbinerin!“ Und der „Deal“ steht. Sie sind beide in einem New Yorker Rabbinerseminar immatrikuliert, orthodox ausgerichtet, wie es der mehrheitlichen Strömung in Frankreich entspricht und in der sie sich wiederfinden. Myriam entschied sich für die Yeshiva Maharat, die erste Institution, welche orthodoxe Rabbinerinnen ernennt.

Zunächst findet die Ausbildung im Präsenzunterricht, dann, durch Corona bedingt, als Fernstudium von Frankreich aus statt. Nebenher ziehen sie ihr erstes Kind, damals noch ein Säugling, groß. Die 26-jährige, in Perpignan aufgewachsene Marie, Tochter eines christlichen Vaters und deren jüdische Mutter zum Christentum übergetreten war, genoss eine, wenn auch nicht besonders inten-

sive christliche Erziehung. Im Alter von 15 Jahren, drei Jahre nach dem Tod ihres Vaters, besinnt sie sich auf ihre jüdischen Wurzeln und nennt sich fortan Myriam. Im beeindruckenden Lebenslauf der jungen, blauäugigen Frau mit hellem Teint, die ein Kopftuch, eine Baskenmütze, oder, zu besonderen Anlässen, eine Perücke trägt, stehen die äußerst selektive Elitehochschule „Ecole normale supérieure“, ein hochgradiger Englisch-Abschluss sowie die Arbeit an einer Dissertation zum Thema „Trauer“.

Ihr gleichaltriger Ehemann trägt auch draußen die Kippa. „Warum sollte ich in der Öffentlichkeit verheimlichen, wer ich bin“, sagt er. Emile, in Straßburg groß geworden, zugleich mit den Regeln der Ultra-Orthodoxie und dem Vorbild seiner Großeltern, welche zahlreiche soziale Projekte und Schulen ins Leben riefen, sah sich zunächst als Anwalt. Für die beiden Ordinierten stand es nicht zur Debatte, sich in den USA niederzulassen. Stattdessen gründen sie ihre Gemeinde „Aye-ka“ im Pariser Bastille-Viertel, ihre „Start-up-Synagoge“, wie sie sie gern nennen. Zur ersten Schawuot-Feier kommen etwa 30 Personen, 50 zu den Schabbat-Feiern und ihr Newsletter hat schon ca. 3.000 Abonnenten.

„Wir sind die Ersten in Frankreich, die sich auf eine orthodox-moderne Bewegung berufen“, unterstreicht Emile Ackermann. Dazu gehört für sie „eine starke

Treue gegenüber der Halacha, koscher essen, drei tägliche Gebete absolvieren und gleichzeitig eine Öffnung zur Modernität, zur Wissenschaft, zu Philosophie und Geschichte“. Vorrangig geht es darum, „den Frauen einen Platz einzuräumen, sie in alle Aspekte des religiösen Lebens einzubinden“, erklärt Myriam, die jeden Tag auf Aramäisch in ihrem Podcast den Talmud kommentiert und ein theologisches Institut gegründet hat, welches sich an Frauen wendet.

Während es für die Orthodoxen dem jüdischen Gesetz widerspricht, das Rabbinat einer Frau zu übertragen, zählt Frankreichs liberale, progressive, wenn auch zahlenmäßig wenig einflussreiche Bewegung derzeit fünf Rabbinerinnen. „In unserer Synagoge werden die Frauen nicht in der oberen Etage oder in einem separaten Raum in den Hintergrund gedrängt, wie in einer klassischen orthodoxen Synagoge“, so Myriam Ackermann. „Männer und Frauen befinden sich auf gleichem Niveau. Einzig während der Gebete trennt sie eine Sichtblende.“ Ansonsten kann man Frauen in der Tora lesen sehen oder bestimmte traditionell Männern vorbehaltene Segnungen sprechen hören. Myriam selbst hat nach reiflicher Überlegung beschlossen, sich „Rabbanit“ zu nennen, obwohl oder eher gerade weil der Begriff historisch gesehen die Frau des Rabbiners bezeichnet. Das ist wohl eine bewusst doppeldeutige Anspielung auf deren untergeordnete Rolle. GPN

Israelische Generalkonsulin

MÜNCHEN. Die bayerische Landtagspräsidentin Ilse Aigner hat die neue israelische Generalkonsulin Talya Lador-Fresher Ende Oktober zu einem Arbeitsgespräch in der bayerischen Volksvertretung empfangen. Der Austausch stand ganz im Zeichen des terroristischen Angriffs der Hamas auf Israel. Die Generalkonsulin betonte die Bedeutung von öffentlichen Solidaritätsbekundungen in Bayern und ganz Deutschland – gerade auch für die Menschen in ihrem Heimatland. Sie dankte der Landtagspräsidentin für die Mög-

lichkeit zum Austausch in dieser schwierigen Zeit. „Wir brauchen Solidarität“, unterstrich Lador-Fresher gleich zu Beginn des Treffens. Der seit dem 7. Oktober in unterschiedlichen Formen geäußerte Beistand mit Israel sei wichtig für das israelische Volk. „Die Menschen brauchen diese Zeichen der Solidarität, damit sie spüren, dass sie dieses Mal nicht alleine sind!“, so die Generalkonsulin. Auch für die jüdischen Bürgerinnen und Bürger in Bayern seien diese öffentlichen Bekundungen wichtig. Sie berichtete von den Entwicklun-

gen in den Tagen nach der Terrorattacke auf Israel und gab eine Einschätzung zur aktuellen Lage. Dabei ging Lador-Fresher unter anderem auf die Manipulation der Öffentlichkeit durch Verbreitung von Falschinformationen von Seiten der Hamas und ihrer Unterstützer ein.

Landtagspräsidentin Aigner drückte der Generalkonsulin ihr tief empfundenes Mitgefühl mit allen Israelis aus, die durch diese Terrorattacke unsagbares Leid zu ertragen haben. Aigner erkundigte sich nach den Geiseln in den Händen der Terroristen und bekräftigte nochmals die solidarische Haltung Bayerns an der Seite Israels.

Talya Lador-Fresher hat ihr Amt als Generalkonsulin des Staates Israel für Süddeutschland in München im September 2023 angetreten. Zuvor war sie unter anderem Vize-Sektionschefin der Sektion für europäische Angelegenheiten im israelischen Außenministerium und außerordentliche Botschafterin in Wien. Zum Zeichen der Solidarität und Verbundenheit Bayerns mit den Bürgern Israels wurde nach dem terroristischen Angriff am 7. Oktober 2023 die israelische Flagge vor dem Bayerischen Landtag gehisst.



Die Generalkonsulin Tayla Lador-Fresher (2.v.li.) im Gespräch mit der Landtagspräsidentin Ilse Aigner (2.v.re.).
Foto: Bildarchiv Bayerischer Landtag

Antisemitismus-Projekt

WÜRZBURG. Wie zeigen sich Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung im Alltag und welche Folgen drohen, wenn dagegen nicht klar Position bezogen wird? Darüber diskutierten Würzburger Schüler der Mittelschule Zellerau und des Dag Hammarskjöld Gymnasiums. Anlass war ein kluges Theaterstück für junge Leute. Das „Interkommunale Präventionsnetzwerk Radikalisierung“ hat sowohl die Aufführung des Stücks mit dem Titel „Tacheles“ und das Gespräch mit den Akteuren in die Schulen gebracht. In einer an die Vorführung angeschlossenen Diskussion stellten die über 100 Teilnehmer die Kernaussagen des Stücks und die Bedeutung von Prävention in den Vordergrund.

Die Stärke von „Tacheles“, einem Stück des Jungen Theater Augsburgs, liegt darin, dass es trotz des schwierigen Inhalts spielerisch und szenisch Nähe schafft. Der Faktencheck wird in einer Metaebene eingebaut, ohne jemals belehrend zu sein. „Tacheles“ macht betroffen und nachdenklich und fordert dazu auf, sich aktiv mit Antisemitismus auseinander zu setzen und sich zu positionieren. Inhaltlich ist das Stück packend: Die unterschiedliche Herkunft der WG-Bewohner Paul, Kinan und Irina spielte eigentlich nie eine Rolle – bis Mitbewohnerin Irina nach einer WG-Party

spurlos verschwunden ist. Paul und Kinan beginnen, sich ernsthaft Sorgen zu machen und malen sich alles Mögliche aus. In verschiedenen Szenarien blicken sie zurück auf Irinas Erfahrungen. Irina ist Jüdin. Die Szenarien des Stücks basieren u.a. auf echtem Recherchematerial und O-Tönen junger Juden. Unterschiedliche Beispiele sensibilisieren für antisemitische Vorurteile, von Alltagsantisemitismus bis zu Verschwörungsmethoden. Dabei können sich die Zuschauer in vielen Szenen selbst erkennen. Ein anschließender Workshop vertieft das Gesehene: Auf Grundlage eigener Erfahrungen und Vorurteile wird den Schülern bewusst, wo Antisemitismus und Diskriminierung offen oder versteckt zu finden sind. Es beginnt schon mit der Sprache: Das N-, das Z-, das K-Wort sind beleidigend und diffamierend und dürfen auch nicht zum Spaß genutzt werden, erklärt Gregor von Papp, Leiter der Mittelschule Zellerau, den Schülern. „Wie möchten wir selbst bezeichnet werden und welche Wörter haben sich andere ausgedacht, wie das Z-Wort, das in der NS-Zeit definitiv herabwürdigend benutzt wurde“, verdeutlicht Elena Enzmann vom Interkommunalen Präventionsnetzwerk den Gradmesser, mit dem diffamierende Worte erkannt werden können. „Ich werde häufig beleidigt“, traut

sich ein muslimisch gelesener Jugendlicher zugeben – was bei den Schülerinnen und Schülern auch die Frage provoziert, aus welchem Grund sich das Stück nur und gerade jetzt mit Antisemitismus beschäftigt. „Das Problem ist leider nicht neu. Antisemitismus, Radikalismus, Extremismus nehmen zu. Jüdinnen und Juden werden verfolgt, Palästinenserinnen und Palästinenser stigmatisiert, obwohl sie keine Verbindung zur Hamas haben – auch der Nahostkonflikt verschärft Diskriminierungen, Beleidigungen, Übergriffe – und zwar in alle Richtungen“, so Christine Blum-Köhler, Integrationsbeauftragte der Stadt. Sie gibt zu bedenken: „Wir waren uns anfangs unsicher, ob das Stück gerade zum jetzigen Zeitpunkt richtig platziert ist.“ „Wir haben aber bei allen Schülerinnen und Schülern, die am Theaterprojekt teilnahmen, in einem offenen und sehr ehrlichen Diskurs große Empathie bemerkt – und das wollten wir erreichen. Denn nur aus der Betroffenenperspektive lässt sich auch Betroffenheit anderer nachvollziehen“, bewertet Elena Enzmann.

„Tacheles“ entstand in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Augsburg und RIAS Berlin. Angeboten wird es als mobile Produktion für Schulen in ganz Bayern, www.jt-augsburg.de/tacheles.

AMBERG

Rosch Haschana

Dieses Jahr konnten wir für das Schofarblasen Rav Schmuel Khurin aus Berlin gewinnen. Die Kriat Hatora wurde von dem Rabbinerstudenten Schlomo Rottman vorgelesen. Das Abendgebet und das Mussaf hat Gemeinderabbiner Elias Dray vorgetragen. Am ersten Abend waren wir 70 Personen. Zum Taschlichgebet kamen 25 Beter.

Jom Kippur

Für Jom Kippur hatten wir für alle Gebete einen Minjan. Im Anschluss gab es zum Fastenbrechen belegte Brote mit Hering und Lachs und viele Salate.

Sukkot

Am Sukkot hatten wir sehr gutes Wetter, und es kamen viele Gemeindemitglieder in die Sukka. Es gab viele verschiedene Mahlzeiten für die Menschen aus der Gemeinde. An dieser Stelle gilt unser herzlichster Dank dem Küchenpersonal. Rabbiner Elias Dray bot allen Gästen ein Lechaim an und es wurden die vier Arten auch von den Kindern geschüttelt.

Hausbesuche und Tafellieferung

Frau Aleschko und Mykhailo Ostron machen auch weiterhin vermehrt Hausbesuche, und ältere und kranke Gemeindemitglieder rufen sie zu Hause an. Ferner liefern die beiden jede Woche Lebensmittel von der Tafel an ältere Menschen aus der Gemeinde.

AUGSBURG

Abend der Ruhe

Am 31. Juli veranstalteten Olga und Marjan Abramovitsch von der Kulturabteilung einen „Abend der Ruhe“ in der Gemeinde. Dies ist nicht das erste Mal, dass wir eine Veranstaltung in diesem Format durchführen, und sie endet immer mit einem guten Nachgeschmack. Die geladenen Gäste nahmen an lustigen Wettbewerben und Quizfragen teil und sangen gefühlvolle Lieder. Selbst die Veranstalter spielten und sangen mit. Zu ihnen gesellten sich diesmal der Rabbiner der Gemeinde, Asher Goldshmid, der Gitarre spielte und sang, und Rebbetzin Miriam unterhielt die Gäste mit einem interessanten Rätsel. Es war äußerst lehrreich und amüsant. Dieser Abend verlief im Nu, war sehr fröhlich, musikalisch, tänzerisch, begleitet durch eine gehörige Portion guter Laune und Begeisterung. Wir danken den Organisatoren.

Ein Besuch in Nürnberg

Kürzlich veranstaltete die Jüdische Gemeinde Nürnberg zum Ende der Trauer- und Fastentage am 9. Av ein großes Sommerfest für ihre Mitglieder. Auch andere Gemeinden in Bayern waren eingeladen, die Freude über den Feiertag in der Natur zu teilen und die kulinarischen Köstlichkeiten vom Grill zu genießen. Unsere Jugend nahm die Einladung gerne an. Ohne zu zögern machten sich 13 Jugendliche der Gemeinde auf den Weg ins alte und märchenhafte Nürnberg, um dort einen wunderschönen Tag zu verbringen. Am Morgen, weit vor der verabredeten Zeit, spazierten die jungen Menschen durch das Stadtzentrum und genossen die alte Architektur. Nach einigen Stunden wurde der Spaziergang durch ein plötzliches Gewitter unterbrochen, so dass sie eine Pause einlegen mussten und somit sich unterhalten und ihre mitgebrachten Brote essen konnten. Sobald der Regen aufhörte und es auf 14 Uhr zuzuging, machten sich die jungen Menschen auf den Weg zur Israelitischen Kultusgemeinde in Nürnberg.

Am Eingang wurden sie von einem lustigen und großen Clown, einem Stelzenläufer, begrüßt. Die Feierlichkeiten nahmen schnell an Fahrt auf, und in wenigen Minuten sahen wir viele glückliche Gesichter im Innenhof. Der Geruch von gebratenem Fleisch und Gemüse lag in der Luft. Unsere Kinder haben sich gefreut, Freunde aus anderen jüdischen Gemeinden in Bayern zu treffen, alle haben viel gelacht und hatten viel Spaß. Der Höhepunkt der Feier war ein Besuch des großen und modernen jüdischen Jugendzentrums in Nürnberg.

Das Wochenende war ein gelungener Ausflug für unsere Jugend. Wir bedanken uns bei der IKG Nürnberg für das schöne Sommerfest.

Sommercamp

Die Abteilung „Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und jungen Familien“ hat in Zusammenarbeit mit dem Zentralrat in den ersten beiden Wochen der Sommerferien wieder ein Feriencamp organisiert, an dem 27 Kinder im Alter von 4–10 Jahren und 13 Kinder im Alter von 11–18 Jahren teilnahmen. Viele von ihnen versuchten sich als Madrichim. Sie erfanden und leiteten verschiedene spannende Spiele mit jüngeren Kindern, führten Sketche zum Thema Israel und jüdische Geschichte auf und tanzten jüdische Tänze. Darüber hinaus haben erfahrene Madrichim das Programm „Unser Israel“ vorbereitet und erfolgreich durchgeführt. Darin konnten die Kinder auf spielerische Art und Weise Neues lernen und bereits bekannte Fakten wiederholen.

Wir haben versucht, das Programm für die Kinder so zu gestalten, dass es Raum für Unterhaltung, Bildung und Kreativität bot. Während dieser Zeit besuchten die Kinder viele interessante Orte. Es gab verschiedene Spielplätze, botanische Gärten, Museen, eine Bibliothek, das Tigerland-Spielzentrum, Kino, Bowling und ein Planetarium.

Ich möchte auch ein großes Dankeschön an die aktiven und engagierten Mitglieder unserer Gemeinschaft richten, die uns über die Jahre hinweg unterstützt haben. Zinovy Tafel, der Künstler unserer Gemeinde, gab einen sehr informativen Zeichenunterricht und erläuterte die Grundregeln der Proportionen und



Ein Besuch in Nürnberg.

der Komposition. Unser Lehrer Igor Tokarev teilte seine Schachkenntnisse, die Feinheiten des Spiels und die Strategie mit den Kindern. Wir danken ihnen, allen Teilnehmern und Eltern sehr dafür.

Musiksalon

Unser Musikabend im August war den Gewinnern mit jüdischer Herkunft des Chopin-Wettbewerbs in Warschau gewidmet. Wie immer sprach die freundliche Gastgeberin des Musiksalons, Tatyana Brzhestovskaja, über die Musiker. Iryna Kats versah die Geschichten mit einer Videosequenz – das Publikum konnte die Preisträger auf der Leinwand sehen und ihren Auftritt bei dem Chopin-Wettbewerb hören. Der Höhepunkt war der Auftritt der beiden jungen Pianistinnen Victoria Zazulin und Abdis Avina, die trotz ihres jungen Alters bereits als Gewinner mehrerer Wettbewerbe ausgezeichnet wurden.

Klassische Musik in der Synagoge

Im August hatten die in der Aula versammelten Musikliebhaber im Rahmen des Programms des Zentralrats der Juden die Gelegenheit, ein wunderbares Duo aus Frankfurt, die Geigerin Maria Azova und den Pianisten Adi Bar, wieder zu begrüßen. Maria Azova, Preisträgerin internationaler Wettbewerbe und Konzertmeisterin des Freiburger Sinfonieorchesters und ihr Begleiter Adi Bar, ein bekannter Pianist und Dirigent, blieben sich treu und führten das Publikum in die Werke jüdischer Komponisten ein.

So lauschten wir mit Vergnügen den Zyklen „Jüdische Melodien“ von Georg Pelman und „Tänze“ von Mark Slava. Außerordentlich zart und melodios erklang „Reflection“ aus der Oper „Tais“ von J. Massenet, dem Liebling vieler berühm-

ter Interpreten. Ein besonderer Dank gilt den Musikern für die Aufführung von Debussys „Violinsonate“, die in Konzerten selten zu hören ist. Ich denke, die meisten Zuhörer hörten dieses interessante dreiteilige Werk, eines der letzten Werke des todkranken Komponisten, zum ersten Mal. Übrigens hat Debussy selbst den Klavierpart dieser Sonate bei seinem Abschiedskonzert in Paris 1917 gespielt. Es handelt sich um das einzige Werk für Solovioline des brillanten Komponisten. Normalerweise begleiten sich in der Gattung der Violinsonate zwei Instrumente gegenseitig. Hier jedoch lässt Debussy die Geige ihre Linien nicht im Takt des Klaviers führen, sondern im Widerspruch zu ihnen. Und dann tauschen sie die Rollen. Das traurige, melancholische Thema des ersten Satzes kehrt zu Beginn des dritten Satzes zu uns zurück. *W. Leyn*

BAMBERG

Neue Torarolle für die IKG

Auf einer fröhlichen Feier wurde am 22. Juni mit mehr als 100 Gästen aus Politik, Justiz, Wirtschaft und Gesellschaft eine neue Tora in der Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg eingeweiht. Damit besitzen wir insgesamt fünf Torarollen.

Zu diesem besonderen Ereignis konnte unser 1. Vorsitzende Martin Arieah Rudolph auch die Gemeinde-Vorsitzenden aus Nürnberg, Jo-Achim Hamburger, und aus Bayreuth, Felix Gothart, sowie die 2. Vorsitzende der JKG Erlangen, Frau Schormann, Frau Tsafrir vom KKL, den Oberbürgermeister der Stadt Bamberg, Andreas Starke, die Vertreter von Polizei und Justiz und Vertreter der Religions-

gemeinschaften begrüßen. Martin Arieah Rudolph führte u.a. aus, dass die Kultusgemeinde ein fester und gleichberechtigter Teil der Stadtgesellschaft sei.

Dies betonte auch Oberbürgermeister Andreas Starke, der neben weiteren Ehrengästen, wie dem bayerischen Antisemitismusbeauftragten Dr. Ludwig Spaenle, an der Zeremonie teilnahm. „Die Einhebung der Rolle in den Toraschrank ist ein Ausdruck jüdischer Tradition in unserer Stadt, in der ungehinderte Religionsausübung eine wichtige Rolle spielt“, erklärte der OB. Über ein Jahr kann es dauern, bis die Rolle mit der Heiligen Schrift von eigens ausgebildeten Schreibern per Hand fertiggestellt ist. Jüdische Gemeinden mit einer größeren Zahl von Torarollen genießen ein hohes Ansehen. Weitere Redner waren Dr. Miriam Groß vom Bundespolizeiaus- und fortbildungszentrum in Bamberg sowie der Vertreter von Weihbischof Gössl, Herr Christoph Uttenreuther, für das Erzbischöfliche Ordinariat Bamberg.

Nachdem die Torarolle feierlich unter Gesängen in die Synagoge gebracht wurde, zuerst unter einem Baldachin feierlich durch den Hof des Anwesens der Willy-Lessing-Strasse 7 in das Gemeindezentrum und von dort aus in die Synagoge, hernach mit einer Umkreisung der Bima, wurde sie nach dem Einheben in den Toraschrank erneut herausgeholt und ein Absatz aus ihr vorgelesen. Hierbei wurde der Vorsitzende der IKG Nürnberg, Jo-Achim Hamburger, zur Alija aufgerufen. Danach wurde die Torarolle hochgehoben und eingewickelt. Nach dem Ende der Zeremonie luden Rabbiner Dr. Almekias-Siegl und der Gemeinde-Vorsitzende Martin Arieah Rudolph zu einem großen Empfang in den Gemeindesaal ein.



Klassische Musik in der Synagoge.



Neue Torarolle für die IKG Bamberg.

Juden aus Breslau

Zu einer Sondervorführung des Films „Wir sind Juden aus Breslau“ lud die IKG Bamberg im Juli ins Odeon Kino ein. Der Film erzählt die bewegende Geschichte von 14 Shoa-Überlebenden aus dem heutigen polnischen Wrocław. Die Filmemacher haben die Geschichten von 14 Zeitzeugen von ihrer Verfolgung durch das Naziregime, ihrem Überleben und dem Neuanfang bis zur Gegenwart dokumentiert. Den beiden Berliner Regisseuren Karin Kaper und Dirk Szuszies ist ein bedeutendes Projekt gelungen, einfühlsam und frei von jeglicher Sentimentalität. Der Film zeigt die Geschichte Breslaus von einst und heute, ausgehend vom Beginn der Judenverfolgung in der Stadt, die auch die Protagonisten in ihrer Kindheit brutal erlebten.

Danach wurden verschiedene Orte ihrer Emigration, mit Szenen aus Israel, den USA oder Frankreich gezeigt. Es waren Etappen auf der Suche nach einem Ort, der Sicherheit geben sollte. Dies geschah im Wechsel zwischen historischen und aktuellen Aufnahmen, Einzelinterviews, Dialogen und Begegnungen mit unterschiedlichen Akteuren. Das Filmteam setzt den Breslauer Juden damit ein filmisches Denkmal.

Nach der Filmvorführung gab es Gelegenheit zu Fragen zur aktuellen Lebenssituation der Protagonisten, dem jüdischen Leben im heutigen Wrocław und Bamberg. Breslau hatte einst eine der größten jüdischen Gemeinden in Deutschland.

Gemeindevorsitzender Martin Arieah Rudolph lud die Regisseurin und Paul Hansel vom Kulturwerk Schlesien mit diesem Film auch deshalb nach Bamberg ein, um die Erinnerung wachzuhalten, nicht nur an den offiziellen Gedenktagen. Dies wollte Rudolph mit Bamberger Bürgern teilen. Einige Gemeindeglieder sind

noch Shoa-Überlebende, Zeitzeugen aus den damaligen Sowjetrepubliken, deren Verfolgung auch nach dem Krieg nicht aufhörte. *Jaffa Lyn, IKG Bamberg*

Blitzschachturnier

In der ehemaligen Sowjetunion war Schachspielen so etwas wie ein Volkssport. Daher kommt es, dass sich unter den berühmten Schachkoryphäen nicht wenige russische Namen finden, und auch solche mit jüdischer Abstammung, wie die früheren Weltmeister Garri Kasparow oder Michail Botwinniks. In den jüdischen Gemeinden werden deshalb auch Schachgruppen angeboten. Da auch in der IKG Bamberg eine solche Gruppe besteht, hatte der Vorsitzende Martin Arieah Rudolph vor einigen Jahren die Idee, deutschlandweit jüdische Schachkreise zu vernetzen und zu einem Blitzturnier nach Bamberg einzuladen. So veranstaltete die Bamberger Gemeinde im Jahr 2014 das erste bundesweite jüdische Blitzschachturnier. Die Schirmherrschaft hatte der Schachgroßmeister Helmut Pfleger, ein geborener Bamberger, übernommen. Aufgrund der positiven Resonanz wurde das jüdische Blitzschachturnier zu einer festen Einrichtung.

Nach den coronabedingten Ausfällen konnte es dieses Jahr im Juli wieder in der IKG stattfinden. Man hatte den Wettbewerb erstmals nach einer hochgeschätzten jüdischen Persönlichkeit aus Bamberg benannt: Justizrat Moses Höflein (1866–1943) hatte sich selbst als Turnierschachspieler einen Namen gemacht. Er unterhielt in Bamberg eine Rechtsanwaltskanzlei. Vor der Deportation der Bamberger Juden konnte er noch rechtzeitig 1940 über Portugal nach Manila fliehen, wo er drei Jahre später starb. Das Turnier wird jetzt seinen Namen tragen. Die diesjährige Veranstaltung fand in enger Zusammenarbeit mit dem Bamberger

Schachclub und dessen Vorsitzenden Prof. Dr. Peter Krauseneck, statt. Am sonntäglichen Nachmittag traten alte und junge Schachspieler gegeneinander an. Die Regensburger jüdische Gemeinde brachte sogar junge ukrainische Flüchtlinge mit. Bei der Siegerehrung überreichte Martin Arieah Rudolph die von der Bamberger Gemeinde gestifteten Pokale und Preise. Nicht jeder kann Sieger sein, deshalb gab es für alle Teilnehmer auch Trostpreise. Das Turnier soll eine gute Tradition bleiben. Dabei hat Martin Arieah Rudolph die Vision, 2024 europaweit zum Blitzschachturnier nach Bamberg einzuladen.

Liberaler Gemeinde

Zu den Hohen Feiertagen konnten wir auch in diesem Jahr zahlreiche Mitglieder und Freunde unserer Gemeinde zu den Gottesdiensten begrüßen. Ganz besonders glücklich waren wir darüber, dass wir noch am Tag vor Erev Rosch Haschana endlich unsere eigene Torarolle einbringen konnten, die aus Israel stammt. Der neue Parochet für den Toraschrein der Gemeinde, entworfen und angefertigt von unserem Gemeindeglied Smadar Becker, konnte ebenfalls noch vor den Jamim Nora'im seiner Bestimmung übergeben werden. Dank der großzügigen Spende eines Mitglieds unserer Gemeinde konnte nun zudem eine neue Bima erworben werden, angefertigt aus dem gleichen Holz wie unser Aron Hakodesch und wie dieser hergestellt von der Schreinerei Kiltz aus Frensdorf.

Unsere Sukka haben wir, wie in den Vorjahren, auch heuer wieder im grünbelaubten Innenhof der Gemeinde errichtet. Sie wurde diesmal nicht nur mit Efeu und Weintrauben, sondern auch mit Hopfenranken geschmückt, was an die zahlrei-



Von links: Paul Hansel vom Kulturwerk Schlesien, die Regisseurin Karin Kaper und Jaffa K. Lyn von der IKG. Foto: IKG Bamberg



Blitzschachturnier in der IKG Bamberg.



Aufbau der Sukka im Innenhof der Liberalen Gemeinde.

Foto: privat

chen jüdischen Hopfenhändler in Bamberg erinnerte, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Bierstadt Bamberg ansässig waren. Freilich war das Ende der Sukkot-Woche durch die schrecklichen Ereignisse in Israel schwer überschattet. Am ersten Schabbat nach dem brutalen terroristischen Überfall der Hamas suchten viele Menschen im Gottesdienst spirituellen Beistand und gegenseitigen Halt. Dies war auch in den folgenden Wochen unverändert deutlich zu spüren. Die Gemeinde steht zusammen. Es haben uns in dieser Zeit zahlreiche Hassbotschaften erreicht, aber ebenso sehr viele Solidaritätsbekundungen, sowohl als Gemeinde wie auch persönlich.

Bis zum Redaktionsschluss für diese Ausgabe war noch nicht abzusehen, wie es weitergehen wird. Die Sorge um Familienmitglieder und Freunde in Israel ist ungeheuer groß. Aber auch außerhalb Israels gibt die Sicherheitslage Anlass zu erheblicher Besorgnis. Trotzdem bzw. gerade deswegen sind wir mit unseren Gottesdiensten unverändert im Betsaal präsent, wenn auch unter noch größeren Schutzmaßnahmen als zuvor. Zusätzlich werden jeweils ein Kabbalat Schabbat und ein Schabbat Schacharit pro Monat als Zoom-Gottesdienste angeboten, für alle, die nicht zum Betsaal kommen können oder möchten.

Engagierte Mitglieder des Mischkan ha-Tfila haben nach dem 7. Oktober mehrere Mahnwachen für Israel in der Bamberger Innenstadt organisiert. Großenteils verliefen diese friedlich. Bereits bei der ersten Mahnwache, unmittelbar am Tag nach dem mörderischen Pogrom der Hamas, kam es allerdings im Anschluss an die Veranstaltung zu einer Schändung der israelischen Fahne durch einen Passanten, mitten in der Bamberger Fußgängerzone, sowie zu einer bedrohlichen Situation für diejenigen, die dagegen ein-

schritten, durch eine Gruppe von jugendlichen Israelgegnern. Glücklicherweise wurde niemand verletzt, was auch dem schnellen Eingreifen der Polizei zu verdanken ist.

Gerade im Bewusstsein um den wachsenden Antisemitismus und seine Auswüchse auch hier in Bamberg erfolgte am 22. Oktober die Verleihung der Israel-Jacobson-Plakette durch die Vorsitzende der Union progressiver Juden, Irith Michelsohn, an den Ersten Vorsitzenden unserer Gemeinde, Israel Schwierz, sowie an die Schatzmeisterin des Mischkan ha-Tfila, Fiona Atay-Sandyk, und an die Gemeinderabbinerin Dr. Antje Yael Deusel für ihr Engagement als Pioniere jüdischen Lebens und ihre Bautätigkeit zum Wiedererstarken des liberalen Judentums in Deutschland. Mit dieser Ehrung verbunden sei – gerade in diesen Zeiten – eine Verpflichtung zu einem lebendigen und offenen Judentum in unserem Land, wie Michelsohn in ihrer Laudatio ausführte.

Vor der Übergabe der Plaketten an die Geehrten wurde im Mincha-Gebet der ermordeten Opfer des Hamas-Massakers sowie der Entführten, der Verletzten und ihrer Angehörigen gedacht, stand doch auch dieser Tag vor dem Hintergrund des Terrors gegen Israel. Darauf nahm Ludwig Spaenle als Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus in seiner Rede an diesem Nachmittag mit klaren Worten Bezug, ebenso wie Wolfgang Metzner, der als 3. Bürgermeister für die Stadt Bamberg sprach, und Dekan Lechner als Vertreter für den interreligiösen Dialog in Bamberg.

Unser Gemeindevorstand Israel Schwierz, der die Israel-Jacobson-Plakette für sein Lebenswerk erhielt, konnte die Ehrung leider nicht persönlich entgegennehmen. Er befand sich mit seiner Frau zu dieser



Aron Hakodesch der Liberalen Gemeinde.

Foto: privat

Zeit in Karmiel/Israel, wohin er ursprünglich gereist war, um gemeinsam mit seinen in Israel lebenden Kindern und Enkeln seinen 80. Geburtstag zu feiern. Wir hoffen, dass das Ehepaar Schwierz bald wieder wohlbehalten bei uns sein kann.

Bei der Feierstunde am 22. Oktober wurde auch die Einbringung unserer eigenen Torarolle noch einmal offiziell gewürdigt. Gleichzeitig haben wir uns von der Sefer Tora verabschiedet, die uns bis dahin leihweise zur Verfügung stand und die unsere Gemeinde durch die letzten Jahre begleitet hat. Sie wird nun einer anderen jungen Gemeinde übergeben, die bisher noch keine Torarolle besitzt. Wir dankten Irith Michelsohn bei dieser Gelegenheit sehr herzlich, dass sie uns das Leihen der Sefer Tora ermöglicht hatte. Wir bemühen uns nun, möglichst bald noch eine zweite Torarolle für unsere Gemeinde erwerben zu können, insbesondere für die Toralesungen an den Feiertagen.



Verleihung der Israel-Jacobson-Plakette, von links: Dr. Ludwig Spaenle, Rabb. Dr. A. Yael Deusel, Fiona Atay-Sandyk, Dekan Hans-Martin Lechner, Irith Michelsohn und Bürgermeister Wolfgang Metzner.

Foto Marion Krüger-Hundrup

Gemeindejubiläum

Das Ende unseres Jubiläumsjahres wurde mit dem Festakt „150 Jahre Jüdische Gemeinde Erlangen“ und dem Neujahrsempfang 5784 ausgiebig im Palais Stutterheim zelebriert. Zum Schluss verkündete Minister Joachim Hermann eine positive Nachricht, mit der wohl zu diesem Zeitpunkt keiner gerechnet hatte. In der Bismarckstraße wurde ein Grundstück gefunden, auf dem die Jüdische Gemeinde ihr langersehntes eigenes Zuhause bauen kann. Doch die gute Stimmung wurde schnell getrübt, denn die jüngsten Entwicklungen in Israel sind ein hartes Los für Juden weltweit.

Feierlich eröffnete Minister Joachim Hermann die Festveranstaltung zum Ende des Jubiläumsjahres. Basierend auf geschichtlichen und neuzeitlichen Begebenheiten fand ein abwechslungsreiches Programm statt. Für musikalische Unterhaltung sorgte das Konzert von Eva Sohni-Wengoborsky an der Violine und Theodore Ganger am Klavier. Im Vordergrund stand der Austausch über das jüdische Leben in Erlangen. Die Künstlerin Irina Gerschmann präsentierte ihre Fotocollage über die Geschichte der Erlanger Juden. Unsere Festschrift, finanziert von „Demokratie Leben“, mit Interviews und der jüdischen Geschichte Erlangens erhielt jeder der über 120 Teilnehmer des Festaktes.

Zu Wort kamen Ulrich Fritz, Leiter der Geschäftsstelle des Bayerischen Antisemitismusbeauftragten, Christof Eberstadt, Beauftragter der JKG für die alte Jüdische Gemeinde, und Dr. Hans Markus Horst, Vorsitzender des Freundeskreises der Gemeinde. Gemeinsam wurde auch über die Entwicklung des Antisemitismus diskutiert, der sich sowohl rechts als auch links sowie in der Mitte der Gesellschaft zunehmend ausbreitet. Das Ausmaß des Antisemitismus konnte man jüngst in vielen deutschen Städten sehen. Muslime feierten öffentlich auf den Straßen den Freiheitskampf der Hamas, die am Simchat Tora ein schreckliches Massaker an israelischen Zivilisten begangen hat, das nun Auslöser für den Krieg in Israel ist. Anlässlich der menschenverachtenden Taten der Terrororganisation Hamas fand eine Solidaritätskundgebung auf dem Rathausplatz statt, zu der sich 150 Bürger der Stadt versammelten. Oberbürgermeister Florian Janik verurteilte die Taten als schreckliches Vergehen und erinnerte an die historisch bedingte Verpflichtung, für die Sicherheit und die Existenz Israels einzustehen. Die Vorsitzende der Gemeinde, Ester Limburg-Klauß, äußerte ihren Unmut über die Künstler und Institutio-

nen, die sich zu den Morden an unschuldigen Zivilisten nicht äußerten. Auf der Solidaritätskundgebung schenkte der 24-jährige israelische Sänger Daniel Pruzansky allen Anwesenden mit seinem musikalischen Beitrag aus jüdischer Folklore einen Moment des gemeinsamen Trosts.

Für die Juden der JKG endete das Jubiläumsjahr, das mit vielen kulturellen Veranstaltungen für spannende Unterhaltung gesorgt hatte, eigentlich positiv. Besondere Highlights waren z.B. die vierteilige Konzertreihe der Werke von Viktor Ullmann, die Filmvorführungen zum Oktoberfest-Attentat und dem Doppelmord von Erlangen, die Lesung aus dem Roman „Isidor: Ein Jüdisches Leben“ von Shelly Kupferberg und der israelische Tanz, gemeinsam mit der Israelitischen Gemeinde Bamberg. Am Mikwe-Day der IKG-Bamberg konnte die Gemeinde Erlangen auch teilnehmen. Danke an Herrn Rudolph, der das alles so schön organisiert hatte.

Unsere öffentliche Sukkotfeier mit Musik und Erklärungen von Rabbiner Dr. Salomon Almekas-Siegl aus Bamberg war ein Tag der Begegnung und Freude in der geschmückten Sukka. Die Nachricht über das Grundstück für ein neues Gemeindezentrum war schließlich die Krönung der erfreulichen Ereignisse. Doch die Wende kam schnell und zeigte sich schon kurz darauf mit dem Kriegsausbruch in Israel und der damit verbundenen aufflammenden Welle von weltweitem Antisemitismus. Diese Situation verdeutlicht jedoch, wie wichtig es für Juden ist, eine Synagoge mit den nötigen Sicherheitsvorkehrungen zu errichten. Die Umsetzung des geplanten Bauvorhabens ist daher jetzt dringender denn je. *Judith Wagner*

HOF

Wie in jedem Jahr, sind unsere Jugendlichen auf das Machane gefahren. Vom 6. bis 17. August haben einige am Machane in Cesenatico, Italien, teilgenommen. Parallel dazu war ein weiterer jugendlicher Madrich auf dem Harz-Machane vom Bund traditioneller Juden. Unsere Jugendlichen waren auf allen Sommer-Machanot als Madrichim tätig. Nach diesen sind einige selbst zum 18+ Machane gefahren.

Zur Unterstützung unseres Rabbiners David Goldberg an den hohen Feiertagen besuchte uns nach mehrjähriger Pause wieder der Kantor Eliezer Hakohen aus Israel mit seiner Familie. Dadurch, dass der Kantor ein Kohen ist, erfuhr auch die Gemeinde wieder den Segen Birkat Hakohanim. Zur Vorbereitung von Rosch Haschana haben wir wie in jedem Jahr Überraschungsgeschenke an ältere und kranke Mitglieder der Gemeinde verteilt.

Zu unserer Freunde sind in diesem Jahr die Gemeindeglieder wieder zahlreich zu den Gottesdiensten erschienen. Am zweiten Tag von Rosch Haschana sind wir nach dem Essen mit vielen Gemeindegliedern an den Fluss gegangen, um dort den Brauch „Taschlich“ zu zelebrieren. Am Erew Jom Kippur und während des gesamten Feiertages waren viele der Betenden in Weiß gekleidet. Dies hat zur besonderen Atmosphäre des heiligen Tages beigetragen. Das Fasten wurde mit einem gemeinsamen und gut schmeckenden Mahl beendet.

Nach Jom Kippur wurde die Sukka vorbereitet und schön geschmückt. Am Erew Sukkot und Schabbat gingen nach dem Gebet alle Gemeindeglieder in die Sukka und hörten gespannt die Sukkotgeschichte von unserem Rabbi David Goldberg. An den folgenden Tagen hatte jeder die Möglichkeit, die Segenssprüche über die vier Arten zu sagen: Etrog, Lulav, Hadas und Arava.

NÜRNBERG

Auf dem Weg zur Kita

Die Vorfreude ist spürbar, die Zuversicht wächst. Die Kindertagesstätte der Nürnberger Gemeinde könnte bald Realität werden. Wir leben in einer Zeit, in der der Bedarf an Betreuungsplätzen in der Stadt enorm, die Vielfalt der Träger begrüßt und der Wunsch, das jüdische Leben vor Ort zu stärken, allgegenwärtig ist. Die jüdischen Werte, die auf der Pädagogik der Achtsamkeit basieren und mit modernen pädagogischen Methoden verbunden sind, stehen hoch im Kurs. Die Gemeinde erwartet gespannt die Fertigstellung dieser Einrichtung auf dem Gelände der IKGN.

Der Spatenstich für das Projekt verdeutlichte eindrucksvoll die immense Bedeutung, die diesem Vorhaben in der Stadtgesellschaft zukommt. In Anwesenheit hochrangiger Persönlichkeiten, darunter auch Vertreter der Gemeinde, wurde die symbolische Grundsteinlegung gefeiert. Eine Zeitkapsel wurde von Oberbürgermeister Marcus König eingemauert, um die Bedeutung dieses historischen Moments für die Nachwelt festzuhalten.

Wir sind bereit, die bewährte Pädagogik und die jüdischen Werte in unserer Stadt zu verankern und mit Leben zu füllen. Ein großer Dank gebührt dem Vorstand der IKGN und insbesondere Alex Lissak, dessen unermüdlicher Einsatz zur Realisierung dieses wegweisenden Projekts beigetragen hat.

Nun liegt es an uns allen, unsere Kinder für diese außergewöhnliche Einrichtung anzumelden oder selbst als pädagogische Fachkraft aktiv zu werden. Gemeinsam



Von links: Alexander Lissak, Vorstand der IKG, Marcus König, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, Jo-Achim Hamburger, Vorsitzender der IKG und Anatoli Djanatliev, Vorstand der IKG mit der Zeitkapsel.
Foto: IKG

werden wir dafür sorgen, dass den Kindern in unserer Stadt die Möglichkeit gegeben wird, mit jüdischen Werten in Berührung zu kommen, sie zu wertschätzen und zu lieben.

Ob als Interessierte an einem Job in der Kita, als Eltern auf der Suche nach einem Betreuungsplatz für ihre Kinder oder als engagierte Ehrenamtliche, die sich für die Zukunft unserer Gemeinschaft einsetzen möchten – wir laden Sie herzlich ein, sich jetzt zu melden. Wir freuen uns auf Ihre Unterstützung und darauf, gemeinsam mit Ihnen eine positive und vielfältige Zukunft für unsere Stadt zu gestalten.

Für Jobinteressierte:
bewerbungen@ikg-nuernberg.de
Für Eltern und Ehrenamtliche:
info@ikg-nuernberg.de

Diana Liberova, Alexander Lissak

REGENSBURG

Das neue Jahr

Rosch Haschana und Jom Kippur feierten wir mit der Hoffnung auf bessere Zeiten.



Sukkot in Regensburg: Wanderung mit Alpakas, anschließend wurde gemeinsam in der festlich geschmückten Sukka gefeiert.



So wie immer an Rosch Haschana sind viele unserer Mitglieder, ukrainische Flüchtlinge und Gäste gekommen. Rabbiner Josef Chaim Bloch und Rabbiner Benjamin Kochan führten die Betenden mit viel Kawana durch die Gottesdienste. „An Rosch Haschana“, sagte bei der Tefila Rabbiner Bloch, „erneuern wir unsere Beziehung zu Gott. Die Worte, die wir im Machsor lesen, helfen uns unsere Gefühle zu spüren.“ Er begrüßte alle Anwesenden und wünschte ihnen gute Gesundheit bis 120. Die Erzählungen über die jüdischen Feste im Monat Tischri, die Ansprache nach der Lesung der Tora sowie der Klang des Schofars von Rabbiner Kochan gaben Impulse in den Alltag hinein. Das Taschlich am zweiten Tage von Rosch Haschana wurde von 37 Personen besucht, die sich am Ufer der Donau nahe der berühmten Steinernen Brücke versammelten und die Taschen nach außen kehrten, um auf diese Weise das Fortwerfen der Sünden zu symbolisieren. Anschließend hatten wir einen gemeinsamen Kiddusch mit Honig und Äpfeln.

Am Erew Jom Kippur sind wieder unsere Mitglieder in den Betsaal gekommen. Alle Männer haben ihre weißen Talesim angelegt, passend zum Weiß des Aron HaKodesch und der Bima. Nach der traditionellen Begrüßung begann der Rabbiner das Kol-Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Die ganze Gemeinde lauschte angespannt den Worten des Kol-Nidre-Gebetes, wo erklärt wird, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen. Am nächsten Tag wurden die beiden Chasanim wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Am Ende des Morgengebetes, nach der Tora- und Prophetenlesung, gedachten alle bei dem Iskor-Gebet ihrer verstorbenen Angehörigen. Das letzte Gebet Ne'ila endete mit dem Ruf des Schofars von Rabbiner Kochan. Traditionell stärkten sich die Betenden nach dem Beten und Fasten bei einem herrlichen Kiddusch.

Sukkot

Das strahlende Lächeln der Kinder, das Lachen der Eltern und das sanfte Schnauben der Alpakas bildeten den Auftakt zu unserem einmaligen Sukkot-Fest, das Familienherzen höher schlagen ließ und Gemeinschaft auf zauberhafte Weise lebendig werden ließ.

Unser Tag begann mit einer Busfahrt ins Grüne, wo uns eine Herde sanftmütiger Alpakas erwartete. Kinder und Eltern wurden sogleich von der beruhigenden Ausstrahlung und Neugierde dieser flauschigen Vierbeiner verzaubert. Unter sachkundiger Anleitung durften wir die Tiere führen, sie streicheln und während der Wanderung durch die idyllische Landschaft ihre Gesellschaft genießen. Die Kinder staunten, und gemeinsam erlebten wir eine ganz besondere Wanderung.

Nach diesem naturnahen Erlebnis führte uns der Weg zurück zur Gemeinde, wo uns ein festlicher Empfang erwartete. Duftende Grillgerichte, eine bunte Hüpfburg und ein opulentes Buffet mit israelischen Leckereien luden zum Schlemmen, Spielen und Verweilen ein. Und natürlich stand auch eine liebevoll geschmückte Sukka bereit, in der man auch die wichtige Mitzwa des Sukkot-Fests erfüllen konnte. Die Sukka wurde zum Herzstück unseres Festes, ein Ort der Gemeinschaft, der Freude und des Innehaltens.

Während die Erwachsenen sich an kulinarischen Köstlichkeiten erfreuten, warteten auf die kleinen Festbesucher farbenfrohe Bastelstationen. Jeder fand hier seinen Platz, um kreativ zu sein.

Es war mehr als ein Fest, es war ein Tag, an dem die Werte und Freuden von Sukkot lebendig wurden und uns alle einbanden in das Gefühl der Zugehörigkeit und der gemeinsamen Identität. Möge die Freude von Sukkot uns weiterhin begleiten und unsere Gemeinschaft stärken, während wir gemeinsam in die Zukunft gehen.

Solidarität mit Israel

Am 8. Oktober versammelten sich an der Regensburger Synagoge etwa 100 Menschen, davon zahlreiche Mitglieder der Jüdischen Gemeinde. Die Deutsch-Israelische Gesellschaft hatte zusammen mit der Jüdischen Gemeinde die Regensburger Bevölkerung zu dieser Solidaritäts-Demonstration aufgerufen. Mit Kerzen und einer Schweigeminute gedachten wir alle der Opfer des Hamas-Überfalls auf Israel. Der Vorsitzende der DIG Dennis Forster betonte, dass wir bislang der über 700 Toten in Israel gedenken. Unter den Teilnehmern dieser Gedenkveranstaltung war auch Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer. Der Vorsitzende schloss seine Rede, indem er ein Lied des jüdisch-kanadischen Sängers Leonard Cohen auf dem Handy abspielte. Er wünschte Am Israel Chai und beendete damit die Veranstaltung. *Roland Hornung*

Schnellschach-Meisterschaft

Ab Januar 2023 führt der Klub Schalom der Jüdischen Gemeinde einmal im Quartal eine Schnellschach-Meisterschaft durch. Die Schachturniere spielen eine große Rolle im Prozess der Integration. Zusammen mit den Mitgliedern der Gemeinde wetteifern die Schachbegeisterten vom SC Bavaria Regensburg, Post/Süd Regensburg sowie die ukrainischen Flüchtlinge. Es werden vier Turniere bis zum Jahresende gespielt, ehe der Gesamtsieger ermittelt ist, der sich dann mit dem Titel „Regensburger Schnellschachmeister“ schmücken darf. Zum dritten Turnier trafen sich im September 18 Schachspieler in den Räumen der Gemeinde. Vorstandsmitglied Volodimir Barsky begrüßte alle Teilnehmer und wünschte Erfolg. In einem hartnäckigen Kampf hat den ersten Platz Jens-Uwe Pohl-Kümmel gewonnen. Mit einem halben Punkt Rück-

stand landete auf dem zweiten Platz Lennart Uphoff. Als Dritter beendete das Turnier Mika Neugirg. Als beste weibliche Teilnehmerin wurde Kateryna Bliznako geehrt, und Peter Oberhofer gewann die Seniorenwertung Ü 60. Das vierte Turnier folgt im Dezember in den Räumen der Gemeinde. *Volodimir Barsky*

STRAUBING

Mut und Hoffnung

Filme für Respekt und Toleranz – und gegen Rassismus und Antisemitismus – waren beim diesjährigen Israel-Offman-Toleranzpreis gesucht. Dass das Thema angesichts des Terrorangriffs der Hamas gegen Israel aktueller und bedeutender nicht sein könnte, darin waren sich alle Gäste der Preisverleihung, die im Anstatt-Theater stattfand, einig.

Deutliche Statements pro Israel und Solidaritätsbekundungen mit den Menschen jüdischen Glaubens weltweit und vor Ort standen im Fokus der Grußworte. Bei einer Gedenkminute wurde den Opfern des Angriffs – und allen anderen Menschen, die unter Krieg leiden – gedacht. Musikalisch umrahmt wurde die Preisverleihung vom Gitarristen Michael Reiß.

„Der unvorstellbare Terror gegen Israel löst in uns Trauer, Verzweiflung, Angst aus und macht uns ratlos und ohnmächtig“, betonte Theo Speiseder. Er ist der Geschäftsführer der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die den Preis zum dritten Mal ausgelobt hatte. Die Siegerehrung finde daher genau zum richtigen Zeitpunkt statt, so Speiseder. Es sei wichtiger denn je, die Themen Respekt und Toleranz in den Fokus zu stellen.

Ulrich Fritz von der Geschäftsstelle des Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben zeigte sich erschüttert von den aktuellen Geschehnissen. Toleranz ende für ihn bei Menschen, die offene Sympathie mit den Terroristen

zeigten und die Gräueltaten der Mörder bejubelten. Da oftmals Unwissen für ein solches Verhalten verantwortlich sei, seien der Dialog und Aufklärungsarbeit – auch von Seiten der Schulen – in Zukunft noch wichtiger.

Regierungspräsident Rainer Haslbeck zeigte sich überzeugt: Man müsse in diesen Zeiten des Terrors Antworten geben, Haltung zeigen und Vorbild sein. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die sich mit ihren Filmen am Israel-Offman-Toleranzpreis beteiligt haben, seien alle Vorbilder, so Haslbeck. „Sie zeigen mit ihren Beiträgen Haltung gegen den Hass.“

„Wenn es den Preis noch nicht geben würde, müsste er spätestens jetzt erfunden werden“, stellte Oberbürgermeister Markus Pannermayr fest. In Zeiten, in denen die Menschen jüdischen Glaubens unvorstellbaren Schmerz und Verzweiflung durchlebten, stelle die Veranstaltung einen Moment des Mutes und der Hoffnung dar. Er machte aber auch klar: „Wir müssen künftig noch deutlicher Seite an Seite für Menschlichkeit eintreten und Gesicht zeigen.“

Hasso von Winning und Anatoli Zap vom Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit übernahmen anschließend die mit Spannung erwartete Preisverleihung, bei der es insgesamt 2.000 Euro zu gewinnen gab. Sie betonten, wie schwer der siebenköpfigen Jury die Entscheidung gefallen sei. Insgesamt waren neun ganz unterschiedliche Kurzfilme eingesandt worden, die dem Publikum alle gezeigt wurden. Der erste Preis ging an Jamal Stefanie Khalil, Doris Gmeiner und Philipp Gmeiner. In ihrem bewegenden Film setzten sie sich mit der Frage „Bin ich anders?“ auseinander. Mit ihrem Beitrag „Toleranz – eine Anleitung für Bayer/Innen“ brachte Susanne Raab die Zuschauer zum Schmunzeln. Dafür wurde sie mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Der dritte Preis ging an den Beitrag der Grundschulstufe der Papst-Benedikt-Schule. Die Kinder brachten mit Playmobil-Figuren ihre Gedanken zum Thema Toleranz zum Ausdruck.

Weitere Teilnehmer waren: Theresa Früchtl und Christine Steger, Monika Meyer und die offene Jugendarbeit „Jack“, Ethik-Gruppe der Mittelschule St. Stephan, Mittel- und Oberstufentheater des Anton-Bruckner-Gymnasiums, Alexia Brunner, Sophie Zankl, Sarah Seifert und Sonja Aunkofer sowie die Fachakademie für Sozialpädagogik der Ursulinen-Schulstiftung.

Anna Zisler, Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde, bedankte sich im Anschluss an die Preisverleihung bei den Gästen für die Solidarität und das Miteinander von Menschen mit guter Gesinnung. Nur durch diesen Zusammenhalt könne



Schnellschach-Meisterschaft in Regensburg.

es gelingen, Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus entgegenzutreten. Projekte wie der Israel-Offman-Toleranzpreis seien zukunftsweisend und würden neuen Schwung in die Arbeit der Gesellschaft für jüdisch-christliche Zusammenarbeit bringen. Bei einem Umtrunk und guten Gesprächen klang die Veranstaltung aus. – red –

Weitere Informationen über den Israel-Offman-Toleranzpreis gibt es im Internet unter: www.iotp.bayern.

Gefördert wird der Toleranzpreis seit Beginn durch die Partnerschaften für Demokratie im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben – Wir sind Straubing!“.

Pfarrer Heinrich Weber dankte den Sponsoren – Rotary Club, Winter Hausbau, Zahnarzt Ernst Binner und Mediengruppe Straubinger Tagblatt / Landshuter Zeitung –, ohne deren Unterstützung die Veranstaltung nicht durchgeführt werden könne.

Mit freundlicher Genehmigung nachgedruckt aus Straubinger Tagblatt vom 17. Oktober 2023.

WÜRZBURG

Jom Haazmaut

Wir feierten Jom Haazmaut im Gemeindezentrum Shalom Europa am Abend des 25. April. Am Vorabend, am Gedenktag Jom HaSikaron, wurde in der Synagoge ein Gebet für die Gefallenen und Opfer der Kriege Israels und Opfer des Terrors gesprochen. Mit dem Gebet fing auch die Feier zum 75. Jahrestag Israels in unserer Gemeinde an. Dann wurde im David-Schuster-Saal eine literarisch-musikalische Komposition gezeigt. Rabbiner Shlomo Zelig Avrasin moderierte den Abend und las seine Gedichte vor. Auf dem großen Bildschirm wurde ein Video über die Entstehung des Staates gezeigt. Die kreative Gruppe „Menora“ unter der Leitung



Sommerliche Begegnung

von Marina Zisman führte israelische Lieder und Tänze auf, die durch Fotos oder Videos begleitet wurden. Zum Abschluss sangen die Teilnehmer gemeinsam die Hatikwa. Sogar in diesen nicht einfachen Zeiten ist die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Hoffnung, ein freies Volk zu sein in unserem Land. Die Atmosphäre des Abends war warm und familiär. Wir danken allen Organisatoren und Teilnehmern des Konzerts sowie für die technische Unterstützung Alexander Shif und Jurij Karpelev. Danke an alle, die uns israelische Speisen zubereitet haben.

Margarita Gogolewa

Sommerliche Begegnung

Seit vielen Jahren laden die Jüdische Gemeinde und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ihre jeweiligen Mitglieder und Freunde an einem Sonntagnachmittag zu einer sommerlichen Begegnung in den Innenhof des Gemeinde- und Kulturzentrums „Shalom Europa“ ein. In diesem Jahr war alles ein klein wenig besonders. Das Sommerfest fand nicht bereits im Juni oder Juli, sondern erst im August statt. Und weil es regnete, windig

und kühl war, begrüßten Vlada Vakhovska für den Vorstand der Würzburger IKG und Annette Taigel für die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit die Gäste im hinteren Foyer des David-Schuster-Saales. Musikalisch begleitet von Igor Dubovsky verweilten wir dort bei Getränk und Gebäck auch zum Gespräch. Und die musikalischen und tänzerischen Darbietungen der Gemeindejugend begeisterten das Publikum diesmal im Eingangsbereich des Jüdischen Museums.

Doch nicht nur der Umzug ins Innere des großen Hauses machte die diesjährige „Sommerliche Begegnung“ besonders, sondern auch die anschließende Abendveranstaltung „Open, Closed, Open. Eine interlinguale Reise in Jehuda Amichais Geburtsstadt Würzburg“, in die sie absichtsvoll mündete. Diese literarische Veranstaltung bildete den Abschluss eines viertägigen „Writers Gathering“, das von den hebräisch schreibenden Dichtern Yonadvir Shalem, Würzburg, und Eran Evron, Jerusalem, initiiert wurde und im „Shalom Europa“ stattfinden konnte. Als Auftakt zum 100. Geburtstag von Jehuda Amichai (1924–2000) im kommenden Jahr präsentierten 13 Schriftsteller aus Berlin, Jerusalem und Würzburg im David-Schuster-Saal auf wunderbar leichte Art und Weise die nachdenklich-schönen Ergebnisse ihrer Auseinandersetzung sowohl mit dem literarischen Erbe Amichais als auch mit Orten, Begebenheiten und Menschen in Würzburg, die mit dem großen israelischen Dichter verbunden waren oder sind, und die sie in den Tagen ihres Würzburger Aufenthalts kennengelernt hatten. Ein zweiter Teil der „Reise“ führt im kommenden Jahr nach Jerusalem und wird in Israel präsentiert werden. Einmal mehr zeigte sich das Gemeindezentrum „Shalom Europa“ an diesem Tag als unentbehrlicher Ort der Begegnung, als Erlebnishaus und als Lehrhaus mit festem Platz in Würzburg.

Annette Taigel



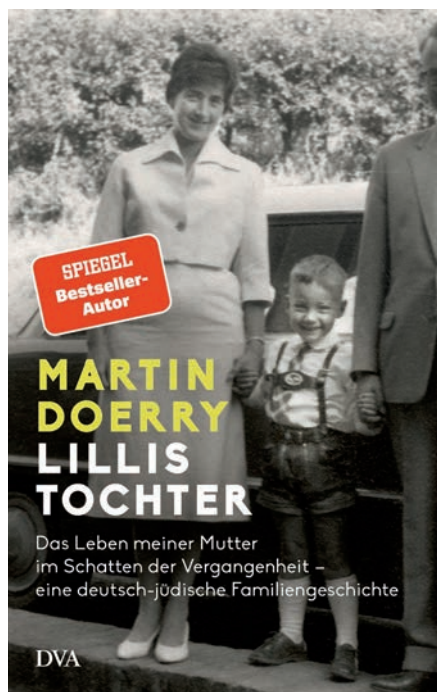
Jom Haazmaut

Lillis Tochter

Elf Jahre nach Erscheinen von Martin Doerrys Biografie seiner Großmutter: „Mein verwundetes Herz. Das Leben der Lilli Jahn 1900–1944“ nahm der Autor die Familiengeschichte wieder auf und wendete sich dieses Mal seiner Mutter zu. Ihm ist klar, dass die viel größere Nähe zu ihr das Vorhaben würde schwieriger machen können. Er stellt einen Satz des amerikanischen Schriftstellers Richard Ford voran: „Der Mensch ist so viel mehr, als irgendwer je erzählen könnte.“

Klar ist, dass auch diese Biografie nur eine Annäherung sein wird. Dennoch, um es vorab zu sagen, gelingt sie ebenso wie die erste zu Lilli Jahn, Ilse Doerrys jüdischer Mutter, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde.

Am 15. Januar 1929 wird Ilse als Tochter des Arztheopaares Ernst und Lilli Jahn im nordhessischen Immenhausen geboren. Ihr nur ein Jahr älterer Bruder Gerhard bleibt der einzige Sohn, Ilse dagegen wird noch drei jüngere Schwestern bekommen. Alle fünf Kinder werden evangelisch getauft. Der Schulanfang für die vier älteren Jahn-Kinder fällt schon in die NS-Zeit (die jüngste Schwester Dorothee, Dorle genannt, kommt erst im September 1940 zur Welt). Während Gerhard – auch nach dem Wechsel auf das Kasseler Gymnasium – wenig Probleme hat, tut sich Ilse schwer, mit dem Antisemitismus ihrer Mitschülerinnen und Lehrer auf der Jacob-Grimm-Schule, einer Mädchen Oberschule, fertig zu werden, auf die sie nach drei Jahren Volksschule in Immenhausen wechselt. Während sie die damals obligatorische Aufnahmeprüfung glänzend schafft, fallen ihre schulischen Leistungen erkennbar ab. Mehr und mehr wird ihr durch den Umgang mit ihrer nicht-jüdischen Umgebung bewusst (gemacht), dass sie eine Außenseiterin als sogenannte Halbjüdin ist. Ihre Eltern versuchen sie, wie ihre Geschwister, vor solchen Erfahrungen zu schützen. Als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 die Arztpraxis angegriffen wird, erklären sie den Kindern, die Angreifer seien betrunken gewesen und hätten deshalb randaliert. Ob die älteren Kinder das glauben, sei dahin gestellt. Und ob sie nicht mitbekommen haben, dass Lillis Cousin Max Mayer ins Konzentrationslager Dachau kam und deren Mutter Paula in Köln in ihrer Wohnung überfallen wurde, woraufhin sie zu ihrer 1933 nach England emigrierten jüngeren Tochter Elsa zieht. Und ob sie nicht die Zerstörungen jüdischer Wohnungen und Einrichtungen in Kassel wahrnehmen



oder mindestens von ihnen hören? Sie erwähnen es nicht. Denn überschattet wird dies alles durch die folgende Tragödie in der Familie.

Lilli Jahn muss ab 1939 den Zwangsnamen „Sara“ tragen. Sie zieht sich mehr und mehr ins Private zurück. Selbst an Ilses Konfirmationsfeier nimmt sie nicht mehr in der Kirche teil. Ab April 1933 durfte Lilli Jahn nicht mehr als Ärztin praktizieren, als „Doppelverdienerin“ oder weil sie jüdisch war. Die Arbeit für Ernst Jahn verdoppelt sich damit. Also werden Vertreter für ihn gesucht. 1940 übernimmt eine junge Ärztin zu Ernst Jahns Entlastung die Arbeit in der Praxis. Aus der Angestellten wird Ernst Jahns Geliebte. Diese erwartet ein Kind von ihm, das mithilfe von Lilli Jahn entbunden werden wird. Die junge Frau bezieht mit ihrer kleinen Tochter eine Wohnung in Kassel. Im Oktober 1942 lassen sich Ilses Eltern scheiden. Schließlich zieht Lilli mit den Kindern – trotz der Bombenangriffe – nach Kassel. Als Namensschild verwendet sie eine alte Visitenkarte: Dr. Lilli Jahn. Diese Karte wurde ihr zum Verhängnis. Am 30. August 1943 muss Lilli Jahn zum zweiten Mal zur Gestapo. Von dort kehrt sie nicht zurück. Auf der Visitenkarte fehlte der Zwangsname „Sara“; der Dokortitel war aberkannt worden. Dies waren die beiden Vergehen, die zur Verhaftung führten.

Hier beginnt die Geschichte von der 14-jährigen Ilse als der für die jüngeren Schwestern Verantwortlichen. Zwar kommen abends auch Erwachsene zu ihnen:

Ernst Jahn, bis er zur Arbeit in ein Lazarett verpflichtet wird, manchmal die Stiefmutter, ein anderes Mal Ernst Jahns Schwester, die in Essen ausgebombte Tante und die selbst durch den Tod ihres Sohnes traumatisiert worden war, ein Pfarrerehepaar, das zeitweilig zum Vormund wird. Der ältere Bruder Gerhard ist dienstverpflichtet. Lillis Freundin Lotte Paepcke gibt aus der Ferne Ratschläge. Die Hauptlast aber liegt bei Ilse. Ratsuchende, aber auch tröstende Briefe und Pakete erreichen die Mutter, die an Erschöpfung und Hunger und der unendlichen Sorge um die Kinder leidet, im Arbeitslager Breitenau. Einmal fährt Ilse zum Einsatzort der Mutter und kann sie kurz sprechen, zweimal wird sie noch fahren, um sie zu sehen. Nach einem Brief vom 12. März 1944 und einer Postkarte aus Dresden vom 18. oder 19. März hören die Kinder nichts mehr von ihr.

Nach einem Bombentreffer und der Zerstörung ihrer Bleibe in Kassel, kehren die vier Töchter von Lilli Jahn nach Immenhausen zurück. Der Vater ist eingezogen nach Libau in Lettland, und sie wohnen, wie der Arzt Dr. Schupmann, in den Mansarden ihres Elternhauses. Am 3. Juli 1944 erfahren sie vom Tod ihrer Mutter im Juni. Ilse ist 15 Jahre alt, Gerhard, der als „Halbjude“ nach der Musterung nicht „dienen“ darf, ist jetzt bei den Schwestern.

Diese Fakten hat der Leser auch schon aus dem ersten Buch erfahren können, wenn auch nicht aus Ilses Perspektive. Was nun folgt ist ein höchst aufschlussreiches Stimmungsbild der Nachkriegsjahre und der jungen Bundesrepublik. In der galt ein „Schweigegebot“, das nicht nur von der Mehrheitsgesellschaft auferlegt war, sondern von den Überlebenden selbst strikt eingehalten wurde, um endlich nicht mehr in eine Außenseiterrolle gedrängt zu werden.

Ilse Jahn heiratet 1952 den Juristen Jürgen Doerry in Birmingham, wo sie eine Ausbildung als Krankenschwester macht. Sie kehrt mit ihrem Mann nach Deutschland zurück, konfrontiert mit antisemitischen Vorurteilen ihres Schwiegervaters Albrecht Doerry und in der Riege der Juristen in Lüneburg, Celle und Karlsruhe. Manchmal zeigen sich Anzeichen einer Depression, die erst in den 80er Jahren behandelt werden wird. Sie reist, meist mit Freundinnen, viel und gern, ohne ihre drei Kinder zu vernachlässigen. Als ihr Sohn Martin beginnt, die Familiengeschichte aufzuarbeiten, zögert sie, engagiert sich dann aber in der Vermittlung

der Geschichte ihrer Mutter. Die Hinwendung ihrer Tochter Beate zum orthodoxen Judentum in Israel belastet sie schwer, wohl auch, weil ihr Kind sich damit freiwillig in eine Außenseiterrolle begibt. Als Ilse Doerry im Dezember 2015 stirbt, hat sie 15 Urenkel in Israel. Begraben wurde sie im Familiengrab des Altnazis, der ihr Schwiegervater war.

Die meisten derjenigen, die durch die Herrschaft der Nazizeit ausgegrenzt oder verfolgt worden sind, werden sich in Ilse Doerrys Geschichte wiederfinden. Sie hat kein Lager erleben müssen, war aber als

Tochter einer Jüdin ausgegrenzt worden und lebte am Ende des Krieges in ständiger Angst. Das war aber kein Thema in der Bundesrepublik. Es galt das „feine Schweigen“ in einer Gesellschaft, die nach dem Krieg aus Schutt und Asche wieder auferstand.

Wie in „Mein verwundetes Herz“, vor allem durch Briefe gelingt Martin Doerry auch hier eine eindrucksvolle Biografie in dem Bild eines jungen Mädchens, das für heutige deutsche Altersgenossinnen Unvorstellbares leisten muss. Ihre aus Bürgerkriegsländern oder – leider aktuell

– Kriegsländern geflüchteten Altersgenossen werden vieles wiedererkennen.

Zu lesen ist auch dieses Buch des Autors wunderbar flüssig. Der erste Teil kann ohne Weiteres für Oberstufenschüler empfohlen werden, das ganze Buch für alle, die heute fragen, wo der derzeitige Antisemitismus dieser Tage herkommt.

Angela Genger

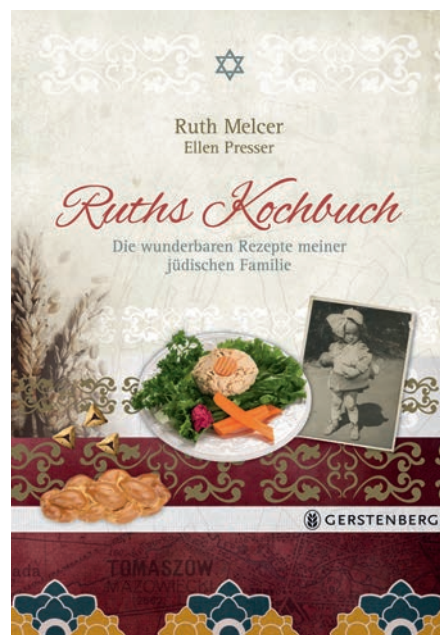
Martin Doerry: *Lillis Tochter. Das Leben meiner Mutter im Schatten der Vergangenheit – eine deutsch-jüdische Familiengeschichte*, 320 S., Deutsche Verlagsanstalt, München 2023, www.penguin.de.

Ruths Kochbuch

Noch ein Kochbuch? – Ja, aber viel mehr als das! Ruth Melcer hat, wie es im Untertitel des Buches heißt, die „wunderbaren Rezepte“ aus der Tradition ihrer jüdischen Familie gesammelt. Mit ihr zusammen hat Ellen Presser, Kulturmanagerin und Leiterin des Kulturzentrums der Israelitischen Kultusgemeinde München, die Texte verfasst, und Grafiker Stefan Schöll hat mit seiner professionellen Ausgestaltung des Buches dazu beigetragen, dass man es gar nicht mehr aus der Hand legen möchte.

Es beginnt mit „Ruths Geschichte“. Hat man Ruth Melcer bereits durch das Kinderbild auf dem Buchumschlag kennengelernt, ein kleines Mädchen mit Puppe im Arm, im hellen Kleid und mit Haarschleife gemäß der Mode der späten 1930er Jahre, so erfährt man nun die wichtigsten Stationen ihres Lebens. Als Ryta Cukierman wird sie im polnischen Tomaszów Mazowiecki geboren. Statt im behüteten Elternhaus heranwachsen zu dürfen, erfährt sie schon als Kind Naziterror und Lagerleben in Bliżyn und Auschwitz-Birkenau. Sie überlebt, siedelt 1946 mit den anderen Überlebenden der Familie nach Deutschland über, geht zur Schule, macht eine Ausbildung, arbeitet, heiratet und freut sich auf und inzwischen über die nachfolgenden Generationen der Familie.

Der Biografie folgt als erstes Rezept und damit an prominenter Stelle das Traditionsgericht *Tscholent* (טשאלנט), bestehend aus Kartoffeln, Bohnen, Graupen, Rindfleisch und Gewürzen. *Tscholent* ist nicht einfach etwas Gutes zu essen (das auch), es ist ein Essen für den Schabbat, das am Tag zuvor vorbereitet wird, über Nacht schmoren kann, und bei dem in „Ruths Kochbuch“ Erinnerungen an familienspezifische Traditionen wach werden. Mit dem Rezept wird der Leser zugleich auf die Bedeutung des Schabbat aufmerksam gemacht: Die Einsetzung des Ruhetages in hebräischer Sprache und deutscher Übersetzung wird zitiert und über die Wichtigkeit des Wechsels von Betriebsamkeit und Ruhe für das menschliche Leben reflektiert. Und noch ein Gegen-



satz wird aufgemacht: der zwischen Hunger und Essen.

Damit wird bereits deutlich, wie das Buch vorgeht: Die etwas über 70 Rezepte, deren Namen auch in hebräischer Schrift aufgeführt sind, werden sowohl in den familiären Zusammenhang eingebunden als auch in der jüdischen Tradition und Esskultur verortet, mitunter mit deutlichen polnischen Elementen und immer mit wunderschöner Bebilderung. Vorge stellt werden neben dem *Tscholent* weitere Klassiker, wie *Challa* (חלה), der Hefezopf, oder die in reichlich Öl ausgebackenen *Latkes* (לאטקעס) für Chanukka, eine Reminiszenz an das Ölwunder im Tempel von Jerusalem ca. 165 v.u.Z.

Für *Gefilte Fisch* (געפילטע פיש) braucht es einen kundigen Fischhändler, der den Karpfen ohne Verletzung der Bauchseite ausnehmen kann. Überhaupt ist viel Fisch im Angebot, wie etwa der *Süße Karpfen* oder verschieden zubereitete Heringe, aber auch die *Eingelegten Gurken* fehlen nicht. Es gibt besonderes Essen für besondere Feiertage, aber auch etwas zur Resteverwertung. *Kasche* (קאשע), eine Buchweizengrütze, ist eigentlich eine Beilage; für sich genommen ist sie eine

rasch zubereitete Speise, wenn jemand einfach schnell etwas Warmes zu essen braucht. Wir finden Rezepte für Suppen, Hauptspeisen, Beilagen und Gemüse, Süßspeisen, Kuchen und Leckereien wie *Hamantaschen* oder *Omas Kekse*, die – so eine Anekdote – das frisch vermählte Ehepaar Melcer, wenn nicht gerade vor dem Hungertod bewahren, ihm aber doch das Warten im Stau auf der Brennerautobahn versüßen konnten. Einem informativen Text zur Bedeutung von „Koscher“ folgen Pessach-Süßigkeiten und anschließend die Geschichte von Jossi Melcer, Ruths Ehemann. Auch er stammte aus Polen und überlebte eine KZ-Haft.

Sehr geschickt werden die jüdischen Speisegesetze angesprochen, etwa ob und in welcher Folge ein Gericht mit anderen, fleischhaltigen Zubereitungen verzehrt werden kann. Als streng koscher verstehen sich die Rezepte allerdings nicht. Doch lernen wir durch einen informativen Text und die Abbildung eines schön gestalteten Weinbeckers die Bedeutung des koscheren Weins kennen. Lachen darf man übrigens auch, ganz oft.

Aufgrund der übersichtlichen und klaren Darstellung wird allen Interessierten die Zubereitung der Gerichte mühelos gelingen, gerade weil auch die Individualität einer Köchin nicht ausgeschlossen wird. Essen ist in „Ruths Kochbuch“ nicht nur die lebensnotwendige Nahrungsaufnahme, sondern wird zu einem kulturell verankerten, bedeutsamen Teil menschlichen Zusammenlebens. Angesichts von Ellen Pressers Kompetenz und Kocherfahrung wäre man nur allzu gerne bei der Erprobungsphase im Vorfeld der Buchpublikation dabei gewesen. Nun also laden Texte und Bilder zum Ausprobieren ein und versprechen Genuss in einem kultivierten Miteinander im Familienkreis und mit Gästen.

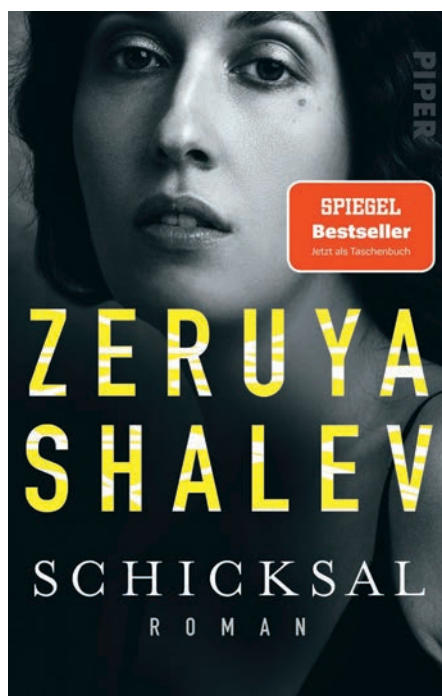
Ina Karg

Ruth Melcer, Ellen Presser: *Ruths Kochbuch, die wunderbaren Rezepte meiner jüdischen Familie*, 157 S., Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2015, www.gerstenberg-verlag.de.

Schicksal

„Ich bin's, Rachel“, so lautet die Überschrift zum ersten Kapitel des bisher letzten auf Deutsch erschienen Romans der israelischen Schriftstellerin Zeruya Shalev. Wie in ihren früheren Romane stehen Frauen im Mittelpunkt. Neben Rachel ist es Atara. Sie suchte nach dem Tod ihres Vaters den Kontakt zu Rachel. Mit deren Namen sprach der ansonsten der Tochter abweisend und kalt gegenüberstehende Wissenschaftler sie bei ihrer letzten Begegnung an: „Bist du das? Endlich bist du gekommen!“, hatte ihr Vater laut gerufen, als sie an jenem Morgen vor einem Jahr an sein Bett trat, und er hatte ihr mit einem staunenden und glücklichen Lächeln die Arme entgegengestreckt. Und nun, ein Jahr später, will Atara erfahren, wer die Frau war, die ihren Vater so verwandelt hatte. War nicht sie es, die ihn verlassen hatte?

Rachel aber will sie nicht sehen. Erst als ihr jüngster Sohn Amichai, ein „Schrank von einem Mann mit langen Schläfenlocken und schon ergrauendem Bart“, die Tür öffnet und die Besucherin hereinlässt, spricht sie kurz mit der jüngeren Frau, die eigens für das Gespräch aus Haifa ins Westjordanland gekommen war. Dann zieht sich Rachel in ihr Schlafzimmer zurück. Amichai aber erzählt der Besucherin eine Geschichte von Rabbi Nachmann. Später wird er auch Ataras vom Dienst in einer Eliteeinheit traumatisierten Sohn mit seinen Worten einen Weg weisen.



Rachel gehörte, wie Ataras Vater, der militanten zionistischen Gruppe Lechi an, die nach der Gründung des Staates Israel bis in die 80er Jahre verboten war. Ihr älterer Sohn, der sich politisch für eine Zwei-Staaten-Lösung einsetzt, besucht seine Mutter deshalb kaum in ihrer Siedlung. Von all dem weiß Atara nichts. Dennoch versucht sie, ein zweites Treffen mit Rachel zustande zu bringen. Als sie unterwegs ist, erfährt sie, dass ihr Mann Alex ins Krankenhaus gebracht wurde.

Ihr gemeinsamer Sohn – beide haben aus erster Ehe ebenfalls Kinder, die aber nicht mehr bei ihnen leben – begleitet ihn in die Notaufnahme und wieder zurück. Am nächsten Tag, wenige Stunden nach Ataras Rückkehr, ist Alex tot. So maßlos wie die Auseinandersetzungen zwischen ihnen waren, so bodenlos ist nun Ataras Trauer.

Zeruya Shalev entwickelt die Geschichte von Atara und Rachel, Frauen zweier ganz verschiedener Generationen mit völlig unterschiedlichen Erfahrungen, auf der Folie der Gegenwart Israels vor dem 7. Oktober 2023, auf behutsame Weise bis hin zur Wiederbegegnung während der Schiwa, der siebentägigen Trauerzeit. Der Tiefenblick in zwei Familien, immer bei den beiden Frauen bleibend, formt sie zu einer absolut lesenswerten Erzählung.

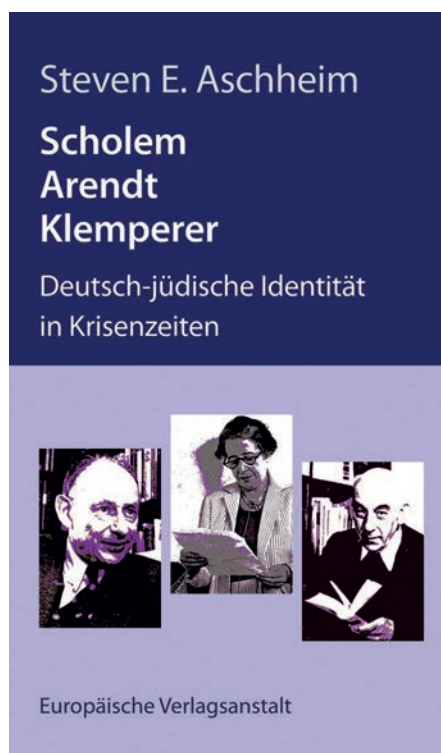
Die 1959 geborene Schriftstellerin wurde mit ihrer Romantrilogie „Liebesleben“, „Mann und Frau“ und „Späte Familie“ weltbekannt. Sie lebt mit ihrer Familie in Haifa. Ihr Roman überzeugt auch, weil jede der Figuren mit Schwächen und Stärken gezeichnet wird. Wir müssen sie nicht mögen, wir müssen sie nur so nehmen, wie sie sind – wie im richtigen Leben eben.

Angela Genger

Zeruya Shalev: Schicksal. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, 416 S., Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2021, www.piper.de.

Scholem Arendt Klemperer

Steven E. Aschheims Buch über die seit vielen Jahren in Deutschland wohl bekanntesten deutsch-jüdischen Persönlichkeiten Gershom Scholem, Hannah Arendt und Victor Klemperer ist vor mehr als zwei Jahrzehnten auf Englisch zum ersten Mal erschienen. Die englische Ausgabe geht auf Vorlesungen zurück, die Aschheim 1999 am Hebrew Union College in Cincinnati gehalten hat. Alle Überlegungen Aschheims in diesem Buch zur Problematik einer deutsch-jüdischen Identität im 19. und 20. Jahrhundert sind also genuin an ein amerikanisches Publikum gerichtet, das die Realitäten Deutschlands und seiner Juden aus der Ferne zu betrachten gewohnt ist. Überraschenderweise braucht jedoch weder diese Perspektive auf das Thema noch das Entstehungsdatum am Ende des letzten Jahrhunderts für heutige deutsche Leser eine Rolle zu spielen. Denn Aschheims Überlegungen lesen sich „frisch“ und anregend. In seiner zusammenfassenden Art formuliert er auf eine Weise pointiert, dass sein Buch in aktuellen Diskussionen über jüdische Identität wertvolle Anregungen



nicht nur geben kann, sondern auch sollte. Aschheim geht in der Darstellung seiner

ausgewählten Persönlichkeiten nicht chronologisch nach den Lebensdaten vor.

Er beginnt mit dem 1897 in Berlin geborenen Gershom Scholem und nicht mit dem älteren Victor Klemperer, geboren 1881 in Landsberg an der Warthe. Dies ist sinnvoll, denn Aschheims Buch behandelt vordringlich die privaten Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher seiner Protagonisten. Und in dieser Perspektive gebührt dem schon in seinen frühesten Tagebüchern radikal denkenden Scholem der Vorrang. Obwohl jeder der privaten Texte der drei Autoren von der Welt des modernen deutschen Judentums bereichert ist, ist doch die distanzierende Dynamik von Scholems Denken am besten geeignet, die Problematik dieser deutsch-jüdischen Welt auf die Probe zu stellen und für die Behandlung der anderen Autoren als Beispiel zu dienen. Aschheim dokumentiert „von innen heraus“, wie Scholem „sein Selbst konstruierte“. Dieses Selbst ist, obwohl auch eingebettet in die deutsch-jüdische Welt der damaligen Zeit mit ihrer schwachen Verwurzelung im Jüdischen, laut Aschheim ein origi-

näres, „nicht austauschbares Selbst“. Scholem fasste das Deutschtum und das Judentum „als einander radikal entgegengesetzte Substanzen“ auf. Durch die Annäherung an das Deutschtum sah er die Gefahr einer „Vernichtung jüdischer Substanz“. Laut Aschheim erkennt man im Tagebuch „einen explizit völkischen Scholem“. Aschheim kritisiert Scholem dafür, dass er in dem „Aufbrechen schlichter Dichotomien“ nicht eine der wertvollen Errungenschaften seiner deutsch-jüdischen Vorfahren und Zeitgenossen gesehen hat.

In der Darstellung von Hannah Arendts umfangreichen Briefwechseln stellt Aschheim ihre Beziehung zu Martin Heidegger in den Vordergrund. Einen thematischen Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und ihrem Terror. Scholem hat sich nicht explizit mit ihr und den Besonderheiten ihrer Grausamkeit beschäftigt. Arendt hingegen hat diese „beispiellose Wirklichkeit“, in der sie – anders als viele ihrer Zeitgenossen – einen Bruch mit der deutschen Tradition gesehen hat, zu verstehen versucht. Ihren

Begriff von Freundschaft, der ein Kerngedanke ihrer Weltsicht ist, könnte man auch als radikalen Gegenentwurf zum „völkischen Scholem“ sehen. In ihrer Lesing-Rede von 1959 hat sie ihn gültig formuliert. „Im Sinne einer Menschlichkeit, welche die Wirklichkeit nicht wie den Boden unter den Füßen verloren hat, nämlich einer Menschlichkeit inmitten der Wirklichkeit der Verfolgung, hätten sie schon sagen müssen: ein Deutscher und ein Jude, und Freunde.“ Ihr Briefwechsel mit Karl Jaspers über die Kategorien Schuld, Unschuld und Verbrechen in ihrer Anwendung auf die NS-Verbrechen gibt auch heute noch wertvolle Argumentationslinien vor.

Da Victor Klemperers Tagebücher aus der NS-Zeit erst Mitte der 1990er Jahre erschienen sind, ergab sich für deutsche Leser die Gelegenheit, „Aufzeichnungen aus dem Innenraum des Dritten Reiches“ kennenzulernen, die „innerhalb der Grenzen des Verstehbaren“ blieben und das Denkgefüge der meisten Leser nicht überdehnten. Jedoch mag darin auch eine Art von Trugschluss liegen. Klemperer, der

sein Deutschtum sowie seinen Protestantismus, zu dem er konvertiert war, in einer Verbindung mit der Aufklärung als Rahmen seines im Geiste verwurzelten Lebens ansah, erkannte auf der anderen Seite schon 1927 sehr deutlich, dass er existentiell in diesen Rahmen doch nicht eingepasst werden konnte. „Ich bin immer über all diesen Dingen u. über mir selber wie ein Flugzeug aufgehängt. Das ist übrigens das Jüdischste an mir.“ Victor Klemperer als Luftmensch – der Begriff geht auf eine Selbstcharakterisierung des osteuropäischen Judentums zurück –, als schwebende Existenz. Dieses Lebensgefühl ist für den in seiner Nationalität verwurzelten deutschen Leser schwer nachvollziehbar. Steven Aschheims Buch ist eine auch weiterhin aufregende Lektüre.

Daniel Hoffmann

Steven E. Aschheim: *Scholem, Arendt, Klemperer. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten. Aus dem Englischen von J.E. Dunkhase, 149 S., Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2023, www.europaeverlagsanstalt.de.*

Benyoëtz HEILWEH

Im Juni 2022 fand in Räumen der Universität zu Jerusalem eine gut besuchte Kulturveranstaltung statt, die aus ungleichen und doch miteinander verbundenen Teilen bestand. Eine beachtenswerte Publikation, die Anna Rosa Schlechter herausgegeben hat, macht die Worte, die damals gesprochen wurden, einem breiteren, literarisch interessierten Publikum zugänglich.

Was war der Anlass für die jetzt nachzulesenden Reden? Der im deutschsprachigen Raum durch seine Aphorismen bekannte israelische Dichter Elazar Benyoëtz hatte 600 Titel aus seiner riesigen Privatbibliothek ausgewählt und dem Franz Rosenzweig Minerva Research Center an der Hebräischen Universität überlassen. Zur Einweihung der Benyoëtz-Autorenbibliothek hielt Benjamin Pollock, Direktor des genannten Forschungszentrums, eine kurze Ansprache.

Eine feierliche Laudatio für Elazar Benyoëtz trug der Basler Judaist und Krimi-Autor Alfred Bodenheimer vor, und er wünschte dem anwesenden Dichter, was man einem wie ihm zum 85. Geburtstag wünscht, dass er noch viel weiterweben möge an seinem nichtvollendeten Gedicht, seinem Lebenswerk. Bodenheimers Lobrede ist eine knappe und doch sehr instruktive Einführung in das vielseitige Werk von Benyoëtz.

Im Mittelpunkt der ungewöhnlichen Veranstaltung in einem Hörsaal der Universität stand eine ausgedehnte Lesung des



Elazar Benyoëtz

HEILWEH

Lesung in gerechter Sprache
(Deutsch-Hebräisch)

Herausgegeben von
Anna Rosa Schlechter

Königshausen & Neumann

Dichters. Ungewöhnlicherweise las Benyoëtz sowohl deutsche als auch hebräische Texte vor. Für die vorliegende Publikation hat Schlechter einige hebräische Zeilen ins Deutsche übersetzt. In ihrem lesenswerten Epilog erklärt die Herausgeberin: „Im Zuge der Abwägungen für oder gegen eine Übersetzung der hebräischen Dichtung dieser Lesung fiel die Entscheidung schlussendlich auf eine Auswahl an Sentenzen; einerseits, um der deutschen Leserschaft ein Stück weit entgegenzukommen und das Zusammenspiel der beiden Sprachen in dieser Weise

für das Publikum sichtbar zu machen, sowie andererseits, um bewusst eine Lücke und einen Bruch im Verständnis offenzulassen.“

In seiner Lesung behandelte Benyoëtz mehrere Themen, die sich leitmotivisch durch sein umfangreiches Oeuvre ziehen: Autobiographisches, Sprache, Glaube, Liebe. Wie ein Filmtrailer zu einem Kinobesuch anregen kann, so vermag eine Dichterlesung in manchen Hörern den Wunsch zu erwecken, weitere Arbeiten dieses Autors kennenzulernen.

Seine Lesung an jenem Abend hat Benyoëtz immer wieder unterbrochen, um dem österreichischen Pianisten Paul Gulda die Möglichkeit zu geben, bestimmte Musikstücke zu interpretieren. Der Musiker hat auch ein vertontes Gedicht von Else Lasker-Schüler auf Hebräisch gesungen. Die musikalische Seite der Veranstaltung kann ein Buch natürlich nicht wiedergeben.

Erwähnt sei zum Schluss noch, dass sechs Miniaturen der Kalligraphin Metavel, die seit vielen Jahren mit dem zweisprachigen Dichter verheiratet ist, die hier angezeigte Veröffentlichung mit dem originellen Titel „Heilweh“ verschönern.

Yizhak Ahren

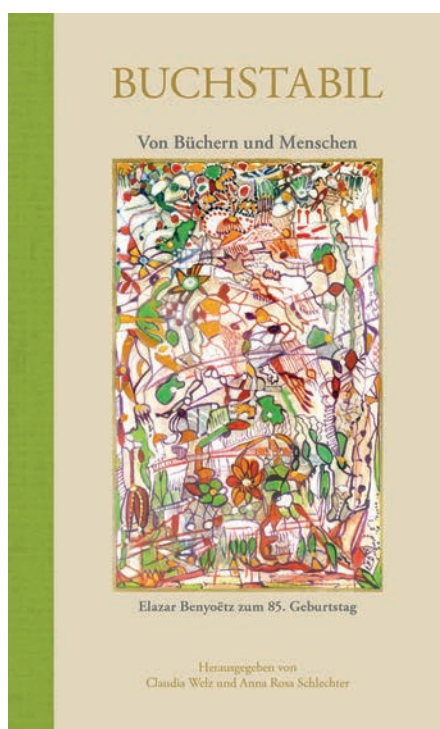
Anna Rosa Schlechter (Hrsg.): *Elazar Benyoëtz, Heilweh. Lesung in gerechter Sprache (Deutsch-Hebräisch), 96 S., Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2023, www.koenigshausen-neumann.de.*

Festschrift Benyoëtz

Eine vielseitige Festschrift zu besprechen ist, wie jeder tüchtige Rezensent weiß, keineswegs eine leichte Aufgabe. Die Gründe liegen auf der Hand. Es wäre langweilig, einfach das Inhaltsverzeichnis abzuschreiben und der vorgegebene Raum macht es fast immer unmöglich, die einzelnen Beiträge in angemessener Form zu würdigen. Wer nur auf einen hervorragenden Text näher eingeht, der vergrätzt mit Sicherheit einige der anderen Autoren. Daher wird eine Festschrift manchmal nicht besprochen, mit der Folge, dass potentielle Leser von dieser Neuerscheinung eher zufällig erfahren, wenn überhaupt.

Im Fall der umfangreichen Festschrift mit dem Titel „Buchstabil“, die zum 85. Geburtstag des deutsche Aphorismen schreibenden israelischen Dichters Elazar Benyoëtz erschienen ist, scheint mir ein Ausweg aus dem skizzierten Dilemma möglich zu sein. Denn der Jubilar hat zu dem schön aufgemachten Band nicht nur den verblüffenden Titel „Buchstabil“ beige-steuert; gleich mehrere Texte stammen aus der Werkstatt des im deutschsprachigen Raum sehr erfolgreichen, preisgekrönten Autors.

Die Beiträge von Benyoëtz geben der Festschrift eine prickelnde Note! Informativ sind bisher unveröffentlichte autobiografische Mitteilungen, die der Dichter 1961 verfasst hat. In diesem Lebenslauf findet man u.a. eine Übersetzung der Ordinationsurkunde, die Rabbiner Benyoëtz 1959 vom Rabbinatsgericht in Jerusalem erhielt, ins Deutsche. In einer ganz neuen Arbeit beschreibt der Jubilar seine Lebensgeschichte im Rückblick, und zwar nicht in Prosa, sondern in Gedichtzeilen. An dieser Stelle sei nur eine kleine Kost-



probe aus seinen Reflexionen zitiert (ohne zumindest ein Beispiel würde etwas Wichtiges fehlen):

„Es ist keine dankbare Sache,

Jude in Deutschland zu sein.

Sollten die Juden das nicht wissen?

Sie erwarten einen doppelten Dank:
dafür, dass sie überlebten, und dafür,
dass es sie gibt -

und wieder in Deutschland“ (Seite 253).

Gegliedert ist die von Claudia Welz und Anna Rosa Schlechter herausgegebene Festschrift in drei Teile. Im ersten Teil („Wissenschaftliches“) behandeln einige Autoren verschiedene Aspekte des künstlerischen Werkes von Benyoëtz. Der zweite Teil („Biographisches“) enthält neben

den bereits erwähnten Mitteilungen von Benyoëtz auch wichtige Teile seiner Korrespondenz mit dem bekannten Literaturwissenschaftler Harald Weinrich. Im dritten Teil („Festliches“) erinnern sich zahlreiche Frauen und Männer an ihre Begegnungen mit Benyoëtz. Sie bringen zum Ausdruck, was man bei einem hohen Geburtstag zu wünschen pflegt. Die Tabula gratulatoria umfasst 120 Namen. Offensichtlich hat Benyoëtz, der, wie manche der erzählten Begebenheiten zeigen, keine Berührungängste kennt, ungewöhnlich viele Freunde, die sowohl den Künstler als auch seine zahlreichen Publikationen schätzen.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Ehefrau von Benyoëtz, Renée Koppel (Künstlernamen: Metavel), acht farbige Miniaturen zur vorliegenden Festschrift beige-steuert hat. Auch andere Zeichnungen und Fotos ergänzen die Textseiten und lockern sie auf.

Die Leser der Festschrift erfahren, dass die Ortschaft, wo Benyoëtz 1937 als Paul Koppel geboren wurde, Wiener Neustadt (50 km südlich von der Hauptstadt Wien gelegen), den israelischen Dichter durch die Benennung einer Straße nach ihm geehrt hat; ein Foto zeigt das Schild „Elazar Benyoëtz-Gasse“. Dazu heißt es: „Elazar Benyoëtz ist ohne Zweifel ein besonderes Aushängeschild für unsere Stadt.“ In überraschender und symbolischer Weise hat sich im gegebenen Fall ein Kreis geschlossen. *Yizhak Ahren*

Claudia Welz, Anna Rosa Schlechter (Hrsg.): *Buchstabil, Von Büchern und Menschen, Elazar Benyoëtz zum 85. Geburtstag, 368 Seiten, Braumüller Verlag, Wien 2022, www.braumuller.at.*

Die verbrannten Dichter

Es ist sicherlich nicht übertrieben, Jürgen Serkes „Die verbrannten Dichter“ als eine der wichtigsten Neuerscheinungen dieses Bücherjahres zu bezeichnen. Dabei handelt es sich eigentlich um eine Neuauflage. Aber gerade die zeitgeschichtlichen Umstände, unter denen es in den späten 1970er Jahren zum ersten Mal erschienen ist, verglichen mit dem politischen und geistigen Zustand unserer gegenwärtigen Epoche, machen dieses wieder erschienene Buch zu einem besonderen Ereignis. Für die Leser, die die Reportagen von Jürgen Serke 1976 im „Stern“, wo sie erstveröffentlicht wurden, gelesen haben, ist die Wiederbegegnung alles andere als eine sentimentale oder nostalgische Angelegenheit. Serke stellte damals in einer der wichtigsten bundesdeutschen Illustrierten der Öffentlichkeit Dichter vor, auf die vor allem eine junge Genera-



tion, die sich glaubte an die konservativen Lektüregewohnheiten ihres Elternhau-

ses anpassen zu müssen, gewartet hatte. Ernst Toller, Else Lasker-Schüler, Irmgard Keun, Armin T. Wegner, Franz Jung, Erich Mühsam und Hans Henny Jahnn sind nur einige Namen, die damals zu den vergessenen Autoren gehörten. Armin T. Wegners kompetente und kritische Stimme konnte man in diesen Jahren auch gelegentlich in Carmen Thomas' WDR-Sendung „Hallo Ü-Wagen“ hören. Einige der vorgestellten Dichter lebten also noch. Jürgen Serke hat sie oder ihre Angehörigen besucht, sie interviewt und ihnen mitreißende Porträts gewidmet. Als Leser erlebte man auf diese Weise bedeutende deutsche Dichter, deren Werke zu Beginn der Nazi-Zeit öffentlich verbrannt wurden und die, nachdem sie ins Exil getrieben worden waren, von einer neuen Kultur der Bundesrepublik an den Rand des Vergessens gedrängt wurden. Zum 90. Jah-

restag der Bücherverbrennung und zugleich zum 85. Geburtstag des Autors Jürgen Serke hat der Wallstein-Verlag „Die verbrannten Dichter“ neu aufgelegt, eingeleitet auf eine sehr persönliche Weise vom Verleger Thedel von Wallmoden sowie mit einem Nachwort von Jürgen Serke. Der großformatige Band ist neugestaltet, farbig gedruckt. Er zeigt die Erstausgaben der verbrannten Werke in ihrer ganzen Farbigkeit und vermittelt auf diese Weise einen Einblick in die Buchkultur einer vergangenen Epoche. Diese Art der Gestaltung unterstreicht auch noch einmal die Bedeutung des Textes, der aber eigentlich schon für sich selbst spricht. Denn die Porträts von Jürgen Serke haben nichts von ihrer beeindruckenden Darstellungskraft im Laufe der Jahrzehnte eingebüßt. Als „Die verbrannten Dichter“ damals er-

schien, gab es auf dem Buchmarkt nicht allzu viele ihrer Werke in Neuausgaben. Inzwischen ist so gut wie jedem der Porträtierten eine Werkausgabe gewidmet. Das bedeutet einen ungeheuren Gewinn für die deutsche Kultur. Denn mit diesen Werken, die jetzt schon einige Jahrzehnte nicht nur die Literaturgeschichtsschreibung bestimmen, sondern auch zur selbstverständlichen Lektüre kultivierter Menschen gehören, hat sich Deutschland ein neues, humaneres Antlitz gegeben. Heute sind durch das Internet auch die weniger bekannten Dichter aus Serkes Sammlung mit zahlreichen Einträgen ausführlich vertreten. Obwohl es jedoch zu den einzelnen Dichtern zahlreiche Monografien, Biografien und Werkausgaben gibt, durch die man detaillierte Einblicke in ihr Leben und Werk erhält,

behalten doch Serkes Porträts die Faszination, die sie einst auf ihre Leser und Leserinnen ausgeübt haben. Von Erich Mühsams Leiden und Sterben im KZ zu lesen, erschüttert auch heute noch. Das Bild von Walter Mehring mit einem Koffer im Hotelzimmer ist verstörend. So treibt eine grausame Politik die Dichter auf den langen Weg der Verbannung, wie es einst dem römischen Dichter Ovid geschah. Dass Jürgen Serke vor mehr als 45 Jahren den Deutschen ihre Dichter wiedergeschenkt hat, war eine bedeutsame Tat, die mit der Neuausgabe des Buches wieder ins Bewusstsein rückt.

Daniel Hoffmann

Jürgen Serke: *Die verbrannten Dichter. Lebensgeschichten und Dokumente*, 364 S., Wallstein-Verlag, Göttingen 2023, wallstein-verlag.de.

Lebenserinnerungen eines Cellisten

Der Buchtitel „Sag das niemandem“ assoziiert Gefahr und Angst. Der Satz spricht ein väterliches Verbot aus, das den seelischen Hintergrund für ein ganzes Leben bilden sollte. David Geringas, einer der besten Cellisten und -lehrer unserer Zeit zeigt mit dem Erzählen seiner Lebenserinnerungen, wie mit einem gelungenen Künstlerleben, geprägt von Fleiß, Hingabe, Disziplin und Glück eine Antwort auf elterliche Angst gegeben werden kann. Vor dem Hintergrund schwieriger Lebensumstände wird ein Lebenskonzept entfaltet, in dem Musik ständige Quelle für Freude und Bestätigung ist. Erzählt hat Geringas seine Erinnerungen dem Musikredakteur und Autor Jan Brachmann. Gemeinsam haben sie ein spannendes, aufbauendes und wunderbares Buch geschrieben.

Vor dem 2. Weltkrieg wohnten die Eltern von David Geringas in Kaunas, der zeitweiligen Hauptstadt Litauens. Der Großvater arbeitete bis zum Einmarsch der Wehrmacht Ende August 1941 an der Synagoge von Vilkija, nordwestlich von Kaunas. „Großvaters Haus lag auf dem höchsten Punkt der Stadt, wunderschön an einer Biegung der Memel.“ Er und beinahe seine ganze Familie wurden „mit allen jüdischen Einwohnern des Städtchens in sein Haus gesperrt.“ Dann wurde es angezündet. „Mein ältester Bruder Benny hat erst nach dem Krieg davon erfahren, ich hörte es sehr viel später. Mein Vater fuhr jedes Jahr mit Freunden nach Vilkija, immer am Tag der Tragödie, an dem sein Vater verbrannt worden war. Er hat mich nie mitgenommen. Er hat auch nie darüber gesprochen.“

Nach dem Krieg wollten die Eltern von Geringas mit den beiden älteren Söhnen nach Kaunas zurück, wo sie aber „keine Wohnung, keine Verwandten, keine Freunde mehr“ fanden. In Vilnius fand der Vater



Arbeit und eine Wohnung. Dort kam David 1946 als dritter Junge zur Welt. In der Familie wurde Jiddisch gesprochen. Geringas orientierte sich als Kind und Jugendlichen an seinem acht Jahre älteren Bruder Jokūbas, später Geiger im litauischen Kammerorchester, der seinen kleinen Bruder David in die Welt der Musik einführte. Er „schleppte“ ihn in Konzerte, nahm ihn aber auch mit auf den Fußballplatz. Die Liebe zur Musik jedoch weckte seine Mutter. Sie sang den ganzen Tag Lieder und hielt ihre Kinder „rigoros zum Üben an“. „Ich bin mir sicher, dass ich das ganze jüdische Melos durch die Stimme meiner Mutter kennengelernt und verinnerlicht habe“, schreibt er. Als geborene Scharfstejn kam sie aus dem Nordosten Litauens. Ihr Onkel hat nach dem Krieg die jüdische Tradition in der Familie aufrecht erhalten. „Er hat die Schrift gelesen, alle jüdischen Feste gefeiert. Man hat sich

dazu getroffen und immer gesungen. Dieses gemeinsame Feiern, Essen und Singen, bedeutete nicht nur, dass die Mischpoche zusammenkam. Es war mehr: die Freude, überlebt zu haben. Die wurde uns jüngeren weitergegeben. Und man hat immer auch an die Liebsten gedacht, die umgekommen waren.“

Als Geringas in Vilnius zu einer Schule mit musikischem Schwerpunkt geht, wird er angehalten, Cello zu lernen und nachmittags gemeinsam mit den Klassenkameraden litauische Lieder zu sammeln. Die Ausbildung in der Schule war umfassend und führte schließlich dazu, dass Geringas als Siebzehnjähriger Vilnius verlässt, um sich am Konservatorium in Moskau anzumelden. Nach aufregenden ersten Tagen in Moskau wird sein Talent erkannt und Rostropowitsch bestellt ihn selbst in seine Klasse. Zuerst muss er sich allerdings im Land der Arbeiter und Bauern an der Kartoffelernte beteiligen, während Rostropowitsch auf einer Konzertreise ist. Über die Ausbildung bei diesem herausragenden Cellisten findet Geringas zu sich selbst. „Er hat uns nicht zerschlagen und uns die Kraft geraubt, sondern uns motiviert, besser zu werden“, schreibt er über den Ausnahmecellisten, über den er so viele Anekdoten und Lebensprinzipien erzählt, dass schon alleine dadurch das Buch zu einer anregenden Lektüre wird. In Moskau lernt er auch seine Frau Tatjana kennen, eine ausgezeichnete Pianistin, mit der er später oft auftritt. Beide entwickeln eine persönliche Beziehung zu Rostropowitsch, der sie zu seiner Familie zählt.

Als 23-Jähriger gewinnt er 1970 den ersten Preis der Cellisten im Tschairowsky-Wettbewerb und tritt somit ins Bewusstsein der musikalisch interessierten Öffentlichkeit. Reisen ins Ausland sind möglich, die Auftritte werden immer inter-

nationaler. Bei der ersten Reise nach Westdeutschland im Oktober 1970 werden alle Vorurteile Geringas gegenüber den „Faschisten“ abgebaut. 1971 wird er Solist der litauischen Philharmonie. Während seiner steilen Karriere kommt er durch die ganze Sowjetunion. Dabei macht er Erfahrungen mit den „Klopfern“, den Spionen des Geheimdienstes, die ihn auf Schritt und Tritt begleiten.

Im Laufe der Siebziger wird aber selbst für Weltklassemusiker die Stimmung in der Sowjetunion immer bedrückender. Es droht berufliche Beeinträchtigung und ein ständiges Verbot von Konzerten. Rostropowitsch durfte schon ab 1970 in der Sowjetunion keine großen Auftritte mehr geben. Er hatte Alexander Solschenizyn geholfen und wurde so dafür bestraft. 1974 schließlich verlässt Rostropowitsch die Sowjetunion, und 1975 wandert auch Geringas mit seiner Familie aus. Sie kommen zuerst nach Österreich, dann nach Italien, wo wertvolle Kontakte geknüpft werden. Geringas will aber nach Deutschland, wo er bald in Berlin bei den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Karajan spielt.

Die Zeit bei den Philharmonikern erlebt er als ein „Gottesgeschenk“ aufgrund der vielen positiven Erfahrungen auf menschlicher und musikalischer Ebene. 1976 bekommt er die Stelle des Solocellisten beim Sinfonieorchester des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg. Und mit gerade mal 30 Jahren erhält Geringas einen Lehrauftrag an der Hamburger Musikhochschule. Er engagiert sich im Rahmen von Festivals wie in Schleswig-Holstein, Uedom, Rheingau, Kronberg und Lockenhaus im Burgenland. In Zusammenarbeit mit zeitgenössischen Komponisten hat er sehr viele Erstaufführungen ermöglicht, und alleine die Diskographie am Ende des Bandes weist 123 Positionen auf.

Nach der Unabhängigkeit Litauens nimmt er wieder Kontakt mit alten Freunden in Litauen auf und gründet gemeinsam mit ihnen „Geringas und Freunde“, eine Gruppe, die traditionelle litauische Musik und die Werke zeitgenössischer litauischer Komponisten zur Aufführung bringt. Mit Künstlern wie Helene Schneidermann, Mezzosopran, Jascha Nemtsov, Klavier, und anderen hat er auch mehrere CDs

mit jiddischen Liedern herausgebracht. Den differenzierten, lebendigen Bericht über sein Leben als Künstler erzählt Geringas ohne Eitelkeit, gepaart mit dem Anspruch an gelingendes Musizieren auf höchstem Niveau. Er liefert eine unglaubliche Fülle an Informationen über Komponisten, Musiker und Mäzene, ohne die in der wirklich guten Musikszene nichts geht. Die Biografie ist auch ein Vermächtnis an Geringas' Eltern, die durch Verzicht und Liebe ihren Kindern ein besseres Leben ermöglichen haben, als sie es selbst führen konnten. So eröffnet das Buch eine Perspektive für alle Leser, die entweder gerne selbst musizieren oder ihren Kindern mit dem Erlernen eines Instrumentes die Erfahrung mitgeben wollen, dass Selbstdisziplin beim Üben nicht Zwang ist, sondern Garant für eine Erlebnisebene, die einfach nur glücklich macht.

Priska Tschan Wiegelmann

David Geringas, aufgeschrieben von Jan Brachmann: *Sag das niemandem. Lebenserinnerungen eines Cellisten*, 376 Seiten, Wolke Verlag, Hofheim/Taunus 2023, www.wolkeverlag.de.

Innovations

In fast alle Sprachen ist die hebräische Bibel übersetzt worden, ins Deutsche sogar schon mehrfach. Einige Geschichten und Weisungen der Bibel kennt jeder gebildete Mensch in der westlichen Welt. Und doch ist vielen nicht bewusst, dass die Tora etliche Revolutionen ermöglicht und indirekt bewirkt hat. Sogar der Historiker Yuval Noah Harari, Verfasser des Bestsellers „Eine kurze Geschichte der Menschheit“ (2011), erklärte einmal, er habe das Judentum in seinem Buch deshalb nicht diskutiert, weil es eine unbedeutende und einflusslose Religion sei.

Diese Behauptung von Harari hält der angesehene israelische Bibelwissenschaftler Amnon Shapira (1935–2023) für ausgesprochen falsch. Shapira hat jahrelang, bis kurz vor seinem Tod, an einer umfangreichen Studie gearbeitet, um zu beweisen, dass der jüdischen Religion zahlreiche Innovationen zu verdanken sind. Der Verfasser behandelt 80 Revolutionen, die er auf jeweils vier Seiten darstellt. Ausdrücklich betont Shapira, dass seine Liste der Innovationen ergänzt werden könnte.

Professor Shapira war ein außerordentlich belesener Mann. Im Grunde hat er nur Befunde anderer Forscher eifrig zusammengetragen; zu Beginn jedes Kapitels nennt der Autor die Namen der Frauen und Männer, auf deren Arbeiten er sich stützt. Das vorliegende hebräische Buch, sein Vermächtnis, hat Shapira sowohl für jüdische als auch für nichtjüdische Leser geschrieben. Um den Leserkreis wesentlich zu erweitern, wird schon bald eine engli-

sche Übersetzung in Amerika erscheinen. Im Rahmen einer Buchbesprechung ist es nicht möglich, 80 Innovationen ausführlich zu referieren. Hier seien daher nur wenige Beispiele erwähnt. Zuvor jedoch erscheint eine kurze Bemerkung zur Methode von Shapira angebracht. Wie kann jemand erkennen, dass der biblische Text eine Revolution fordert und fördert? Indem man bestimmte Vorschriften der Tora mit den entsprechenden Normen der antiken Reiche (Mesopotamien und Ägypten) vergleicht.

So war es z.B. in der antiken Welt gang und gäbe, im Falle eines Krieges Obstbäume des Feindes zu vernichten. Die Tora hingegen befiehlt: „Wenn du eine Stadt viele Tage belagerst, sie durch Krieg in deine Gewalt zu bringen, so sollst du ihren Baum nicht verderben, eine Axt an ihn zu schwingen; denn von ihm sollst du essen, ihn aber nicht fällen“ (5. Buch Mose 20,19). Ein zweites Beispiel: In biblischen Zeiten hatten Herrscher im Nahen Osten eine unbegrenzte Macht; sie konnten tun und lassen, was sie wollten. Demgegenüber hat die Tora die Möglichkeiten eines jüdischen Königs sehr eingeschränkt: „Auch soll er (der König) sich nicht viele Frauen nehmen, dass sein Herz nicht abtrünnig werde, und Gold und Silber soll er nicht in Menge anschaffen“ (5. Buch Mose 17,17).

Nicht wenige Meinungen, die Shapira referiert, dürften manche Leser überraschen. Denn der Autor stellt weitverbreitete Vorurteile in Frage. Er zitiert u.a. den Philosophen Shmuel Hugo Bergmann:

„Nicht nur widerspricht die biblische Religion keineswegs der Demokratie, sie ist vielmehr ihre wahre Basis.“ Der Politiker David Ben Gurion war ebenfalls dieser Ansicht. Deshalb kommt in der von ihm redigierten Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel der Begriff „Demokratie“ nicht vor; spricht man von einem „jüdischen Staat“, so ist impliziert, dass dieser Staat demokratisch ist.

In mehr als 40 Kapiteln behandelt der Verfasser Themen, die mit einer Verbesserung der Welt (hebr.: Tikun HaOlam) zu tun haben. In der Tat ist Tikun HaOlam ein Grundzug der jüdischen Religion. Am Beispiel des säkularen Messianismus kann man sich deutlich machen, wie weit der Einfluss der biblischen Texte reicht. Freilich besteht immer die Gefahr einer Verkehrung der ursprünglichen Intention durch einseitige Auslegungen. Nach Shapiras Überzeugung ist Fundamentalismus ein solcher Irrweg.

Zustimmend verweist der Autor auf Schmuel Chajim Landaus Konzept der „heiligen Rebellion“; gemeint ist mit diesem Begriff nicht eine Rebellion gegen die Religion, sondern vielmehr ein Aufstand für die Tora: Schlechte Wirklichkeiten sollte man aufbrechen und durch bessere Verhältnisse ersetzen – Tikun HaOlam erfordert Revolutionen. Yizhak Ahren

Amnon Shapira: *What Innovations has Judaism Brought to the World? The Bible – 80 Revolutions (hebräisch)*, 441 S., Teper Publishers, Ganey Tiqva Israel 2023.

Общеобразовательная школа имени Давида Шустера

ВЮРЦБУРГ. 65 лет прошло с тех пор, как Давид Шустер был избран первым председателем еврейской общины города Вюрцбург после Второй мировой войны. После заключения в концлагерях Дахау и Бухенвальд и эмиграции в Палестину, в 1956 году семья Давида Шустера вернулась в Нижнюю Франконию. В 1972 г. за огромную работу по возрождению еврейской жизни и сохранению еврейского наследия в Германии Давид Шустер был награжден Федеральным Крестом за заслуги. Память о нем жива и по сей день, поэтому вюрцбургская общеобразовательная школа (Realschule) на Сандбергерштрассе, в главном здании которой в 1931-1938 гг. располагался Израилитский педагогический колледж (ILVA), вот уже около 20 лет носит имя Давида Шустера. Израилитский педагогический колледж (ILVA) был известен далеко за пределами Вюрцбурга как один из центров подготовки учителей еврейской религии. Коллектив школы очень гордится своей историей и своим именем, а также видит в этом обязанность сохранять память о Давиде Шустере и его истории. Поэтому не случайно, что культура памяти и просветительская работа о депортации евреев Вюрцбурга на протяжении многих лет являются одними из центральных тем школьной жизни.

В начале июля в этом убедились приехавшие в Вюрцбург министр образования и культуры Баварии Михаэль Пьяцоло и госсекретарь по вопросам образования и культуры Анна Штольц. Вместе с д-ром Йозефом Шустером, президентом Центрального совета евреев Германии и сыном Давида Шустера, они посетили помещения школы, где ведется активная работа по сохранению памяти. Министр образования и культуры Михаэль Пьяцоло подчеркнул важность и необходимость интенсивного изучения в школах преступлений нацистов, и особенно темы Шоа: „Наши сегодняшние ученики не несут ответственности за те неопишемые преступления и зверства, которые пришлось пережить евреям во время национал-социалистического террора в Германии. Но разбираться с историей и извлекать из нее уроки – задача и долг молодых людей. Живая культура памяти, прочно вошедшая в школьную жизнь - в вюрцбургской школе им. Давида Шустера удается это делать образцово. Я призываю всех, кто в этом участвует, продолжать работу, потому что отчуждению и ненависти не должно быть места в нашем обществе“. Анна Штольц, госсекретарь по вопросам образования и культуры, родом из Нижней Франконии, имеет тесные связи с Вюрцбургом и регионом. Ей тоже очень понравились проекты школы, и она подчеркнула: „Судьбы более чем шести миллионов жертв Шоа никогда не должны быть забыты. Впечатляет та целеустремленность и страсть, с которой ученики Вюрцбургской школы вместе со своими учителями выступают против забвения, а значит и против возрождения правозащитных идей. Нам должно быть ясно: Демократия и человеческое достоинство не являются чем-то само собой разумеющимся, их необходимо отстаивать снова и снова. При этом образование и воспитание – самые эффективные средства против ненависти и нетерпимости. Школа имени Давида Шустера посылает этот сигнал всему региону и в этом достойна своего знаменитого имени“. Также и Йозеф Шустер отметил: „Я рад, что традиции здания, в котором ранее располагался Израилитский педагогический колледж, продолжают жить и сегодня – благодаря работе по сохранению памяти в школе имени Давида Шустера. Таким образом, память о процветавшей здесь, в Вюрцбурге, еврейской жизни, которая была уничтожена Катастрофой, сохраняется от забвения“.

Школа им. Давида Шустера прочно интегрировала культуру памяти в школьную жизнь, реализуя множество различных проектов. Так, например, ежегодно представители всех классов вместе с учителями, администрацией школы и представителем церкви отправляются по „Дороге памяти“, чтобы на различных символических местах почтить память жертв первой депортации евреев из Вюрцбурга в ноябре 1941 года. Кроме того, школа участвует в таких проектах, как „Meet a Jew“ („Познакомься с евреем“), или приглашение в школу различных очевидцев и свидетелей преследований, или участие учеников в проведении Дня памяти на еврейском кладбище в Вюрцбурге.

В этой своей деятельности школа им. Давида Шустера является представителем всех баварских школ, поскольку тематика еврейской истории, государства Израиль, а также антисемитизма прочно вошла в баварские учебные программы, в подготовку учителей, а также в многочисленные (региональные и межрегиональные) проекты, сотрудничество и инициативы. При рассмотрении проблем антисемитизма и экстремизма в центре внимания всегда находятся двенадцать самых мрачных лет немецкой истории. Помня об исторической ответственности государства, центральной задачей историко-политического образования в Баварии является рассмотрение культуры и истории иудаизма как важнейшей и неотъемлемой составляющей баварской традиции, и таким образом предотвращение антисемитизма.

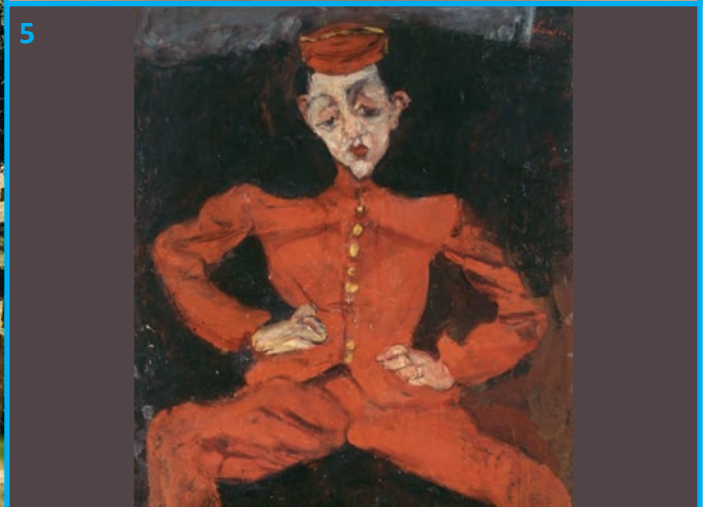
Культура памяти была не единственной темой этого дня, поскольку 7 июля в школе им. Давида Шустера был проведен „День профессий“, в рамках которого местным предприятиям дается особая возможность представить свои разнообразные профессии в практическом ключе и одновременно рассказать о преимуществах дуального обучения. Таким образом, „День профессий“ интегрируется в уже разработанные мероприятия и предложения по профессиональной ориентации в соответствующей школе и способствует привлечению будущих квалифицированных работников в эти профессиональные области в своем регионе. В то же время школа им. Давида Шустера участвует в пилотном проекте „Цифровая школа будущего“, в рамках которого обучение с помощью мобильных устройств будет выведено на новый уровень в отдельных классах примерно в 250 школах Баварии. Ученики получают при этом в личное пользование субсидируемые государством ноутбуки или планшеты, которые они используют как на уроках, так и для выполнения домашних заданий. pm-bere

Übersetzung Alexandra Golosovskaia



Dr. Josef Schuster (Mitte) mit dem ehemaligen Kultusminister Michael Piazzolo und der neuen Kultusministerin Anna Stolz.

Foto: Julien Becker StMUK



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.